

# OSTEUROPÄISCHE ZUKUNFT

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHLANDS AUFGABEN IM OSTEN UND SÜDOSTEN

Amtliches Organ des Verbandes deutscher Förderer der ukrainischen Freiheits-Bestrebungen „UKRAINE“, des Donau- und Balkanländervereins in Deutschland „DUBVID“ E. V. München, der „DEUTSCH-GEORGISCHEN GESELLSCHAFT“, Berlin, der „DEUTSCH-FINNLÄNDISCHEN VEREINIGUNG“, Berlin und des „DEUTSCH-NORDISCHEN VERBANDES“ E. V., Berlin.

Herausgeber: Dr. Falk Schupp, Berlin, Prinz Albrecht-Str. 3.

Verlag: J. F. Lehmann, München, Paul Heyse-Straße 26.

1. Märzheft 1917

Die Zeitschrift erscheint monatlich zweimal 12—16 Seiten stark  
Bezugspreis: halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—. Einzelne Hefte 60 Pf. Anzeigenpreis: 40 Pf. für die viergespaltene Petitzeile. Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin SW. 11, Prinz Albrechtstr. 3; Zusendungen für den Bezug sowie für Anzeigen an J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 2, Paul Heyse-Str. 26  
(Postcheck-Kto. München 129 — K. K. Postspark.-Kto. 59594 — Bankkonto: Bayer. Vereinsbank)

2. Jahrgang Nr. 5

## Inhalt.

### Originalarbeiten:

Bavaricus, Balfour oder Salisbury? S. 65.  
Baumberger, Deutsches Leben im Kaukasus. S. 6.  
Meller, Das vergessene Deutschtum in Rumänien. S. 6.  
Dehn, Die Aufteilung der Türkei. S. 74.  
Leonhard, Persien und der Landweg nach Indien. S. 75.  
Zur nationalen Bedeutung der ukrainischen Bestrebungen. S. 77.

### Mitteilungen:

Die Zukunft Konstantinopels. S. 78. — Griechisches aus Deutschland. S. 78. — Die Verfolgung der Ukrainer in Rußland. S. 78. — Kurland unter deutsche Verwaltung. S. 78. — Deutsche Rückwanderer aus Wolhynien im Jahre 1916. S. 78. — England und Frankreich

auf dem Athosberg. S. 78. — Die slowenische Frage S. 78. — Die Ukrainer in Galizien. S. 78. — Eine ukrainische Zeitschrift in Rußland. S. 79. — Bulgarische Halbmonatsschriften. S. 79. — Südeuropäische Transportfrage. S. 79. — Das Kriegselend der Ukrainer. S. 79. — Die deutsche Schule in Bukarest. S. 79. — Neue Verkehrsmittel zwischen Berlin—Konstantinopel und Bagdad. S. 79. — Koran und Alkohol. S. 80. — Deutsche Universitäten für das Studium des näheren Orients. S. 80. — Eine bulgarische Kunstausstellung in Berlin. S. 80. — Kaiser Karl und die galizischen Ukrainer. S. 80. — Eine deutsche Schule in Belgrad. S. 80.

Vereinsnachrichten: S. 80.

Bücherbesprechungen: S. 80 und 2. Umschlagseite.

Soeben erschienen:

**Zwei neue Werke von Georg Wilhelm Schiele:**

## Politik der Vermehrung des kleinen Grundeigentums

Geheftet M. 2.50

Inhalt: I. Sozialpolitik nach dem Kriege. II. Dezentralisation. III. Wider die Vorgeister. IV. Vom Baurecht des kleinen Mannes. V. Vom Realkredit des kleinen Mannes. VI. Der Kampf zwischen dem sozialen und dem völkischen Geist.

## Ueberseepolitik oder Kontinentalpolitik

Geheftet M. 2.—

Inhalt: I. Psychologie des politischen Wollens. II. Politik der Rache. III. Die russische Gefahr. IV. Der Kampf gegen England. V. Das größere Deutschland. VI. Grenzschutz. VII. Mitteleuropäische Politik. VIII. Wer zahlt nach dem Kriege? IX. Vom nächsten Kriege. X. Weltpolitik oder europäische Politik zur Zeit der Marokkofrage und zur Zeit der Balkanwirren. XI. Kriegsende. XII. Schwertkrieg und Geburtenkrieg.

Vom gleichen Verfasser erschien früher:

**Wenn die Waffen ruhen!**

Beiträge zur Bevölkerungspolitik nach dem Kriege.  
Geheftet M. 1.50.

J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 2

## Bücherbesprechungen.

**Dr. Georg Stern: Das alte Rascien, der Sandschak Novibazar und dessen Anland unter der K. u. K. Militärverwaltung.** Wien 1916. Verlag Alfred Hölder.

Ippen, der einstige K. K. österreichische Konsul in Skodra und heutige Sektionschef im K. u. K. Ministerium des Äußern, der verdienstvolle Albanien- und Illyrienforscher, ist der Anreger dieser Schrift und hat ihr Pate gestanden. Den alten Namen Rascien an Stelle des türkischen Sandschak Novibazar oder Kossovo gestzt zu haben, ist ebenfalls das Verdienst Ippens, der im Jahre 1892 eine Schrift über dieses damalige Besatzungsgebiet Österreich-Ungarns veröffentlicht hat.

Auf seine Anregung hin, diese Schrift wieder aufzulegen, indem sie den heutigen Verhältnissen angepaßt, überarbeitet wird, hat Dr. Stern sich dieser Arbeit unterzogen, um jedoch bald zu erkennen, daß nur eine systematische, wenn auch knappe Darstellung den heutigen Anforderungen entsprechen kann.

Vorerst galt es, die ganz hervorragende politische Bedeutung des Landes für die Machtstellung der Donaumonarchie auf dem Balkan, die gerade auf dem Berliner Kongreß Anlaß gegeben, die Besetzung durch Traktat festzusetzen, erneut darzulegen. Dann galt es, die Bodengestalt, Geschichte und wirtschaftliche Bedeutung des Landes zu erörtern.

In einem besonderen Teil werden die vier einzelnen Kreise Rasciens eingehender behandelt, ferner der Grenzbezirk Vucitru, der gegen das kgl. bulgarische Verwaltungsgebiet hin abschließt.

Rascien ist ein noch ganz unbedeutend erforschtes Gebiet, von dem wir unvollkommene oder falsche Vorstellungen haben. Ganz unbegründet ist die Meinung, es handle sich um ein vegetationsarmes, ödes Land. Es ist das Verdienst Dr. Sterns, auf die großen, völlig unausgebeuteten Waldungen, den bedeutenden Mineralreichtum, den riesig zu nennenden Viehbestand und auf seine, schon jetzt eine Ausfuhr erlaubende Zerealienerzeugung nachdrücklich hingewiesen zu haben.

Werden die überaus urväterlichen Landbebauungsmethoden (vorwiegend Hackbau und Holzpflug) erst durch moderne ersetzt, so ist Rascien ein Ausfuhrland für Lebensmittel verschiedenster Art.

Politisch aber behält Ungarns großer Staatsmann Graf Andrassy recht, der es als das Sprungbrett zur südöstlichen Machtstreckung Österreich-Ungarns ansah, für die es mit Rascien in der Hand „keine Pyrenäen“ mehr gäbe.

Es war ein schwerer, politischer Fehler der Doppelmonarchie, seine Besetzungen zu Beginn des Balkankrieges aus diesem politischen Vorwerk zurückzuziehen und es der Ländergier der serbischen Meuchelmörderdynastie zu überlassen, die es brüderlich mit den Tschernagorzen teilten. Erst der Weltkrieg hat diesen Fehler nun aber für immer wieder gut gemacht. (Z.)

Dr. Falk Schupp

**Otto Keßler: Die Baltenländer und Litauen, Beiträge zur Geschichte, Kultur und Volkswirtschaft unter Berücksichtigung der deutschen Besetzung Kurlands und Litauens.** Verlag Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin.

Otto Keßler vermag es ausgezeichnet, die Landgebiete des europäischen Ostens und Südostens, die erst seit dem Weltkrieg in unser Augenmerk gerückt sind, volkscundlich und kulturell zu schildern. Wie kaum ein anderer versteht er es, zu den originalen literarischen Quellen vorzudringen und sie in Verbindung mit der Tagespresse sachgemäß zu benutzen. Seine Darstellungsart ist klar, schlicht und ansprechend. Er geht statistischem Material nicht aus dem Weg, aber es drängt sich bei ihm nie so vor, daß es ermüdend wirken könnte.

Wer sich ein Urteil über die Baltenländer bilden will, findet alle Angaben, welche ihm dies ermöglichen. Wenn die Darstellung auch nicht mit einer tief eindringenden Einzeldarstellung wie etwa des Freiherrn von Engelhardt in Wettbewerb treten will und kann, so darf sie doch als ein ausgezeichnetes Auskunftsmittel für weitere Kreise gelten.

Sehr wertvoll sind die Abschnitte, die dem völlig verkannten Volk der Litauer gewidmet sind. Keßler schließt sich dem von Dr. Geigalat in seiner Schrift „Die litauische Frage“ vertretenen Standpunkt an, daß die Litauer unter einer fürsorglichen und weitschauenden Regierung bald ein blühendes Land mit wohlhabender Bevölkerung werden, da das Volk fleißig und äußerst bildungsfähig ist.

Nur bezüglich der ukrainischen Frage, die wiederholt berührt wird, ist dem Verfasser (Seite 25) ein Irrtum unterlaufen. Der Bund zur Befreiung der Ukraine, der seinen Sitz in Wien und Berlin hat, ist nicht übereinstimmend mit dem Verband deutscher Förderer der ukrainischen Freiheitsbestrebungen „Ukraine“, der von München ausgegangen ist und nun seinen Sitz in Berlin hat. Ersterer besteht nur aus Ukrainern, letzterer nur aus deutschen Mitgliedern. Die beiden Organisationen arbeiten einträchtig zusammen und haben in Verbindung mit sieben andern ost- und südosteuropäischen Vereinen die „Osteuropäischen Empfangsabende“ in Berlin ins Leben gerufen. (m) Thudichum.

**Alexander von Peez: Englands Rolle im nahen Orient.** Dritte Auflage. (Wien 1917, Verlag Karl Fromme.)

Was heute Gemeingut der öffentlichen Meinung Mitteleuropas geworden ist, hat Peez, der österreichische Volkswirt, (1912 † im Alter von 84 Jahren) vor 40 Jahren bereits gefordert. Er begründete damals die Notwendigkeit der handelspolitischen Verknüpfung eines Bündnisses zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn mit der geographischen Lage der beiden Reiche und mit dem schweren und nachhaltigen politischen und wirtschaftlichen Druck, der von allen Seiten auf sie hereinbricht. Damals war Mitteleuropa ein großes Versorgungshaus für englische Fabrikate. Mit dem damaligen Zustand war man in England zufrieden, denn man machte dabei glänzende Geschäfte. Peez empfahl ein Handelsbündnis auf schutzzöllnerischer Grundlage. Jedes der beiden Reiche sollte zunächst den eigenen Markt schützen und die Einfuhr des Verbündeten begünstigen. So würde eine solide Interessengemeinschaft hergestellt werden. Neu sind demnach die Vorschläge eines handelspolitisch verbündeten Mitteleuropas nicht. Die Peezschen Ausführungen sind noch nicht veraltet. Auch sonst enthält das neue Heft mancherlei, so über die Alt- und Neu-Phönizier, was vor vier Jahrzehnten geschrieben wurde, aber noch heute mit Genuß zu lesen ist. Paul Dehn.

**Aus den Geheimprotokollen des Zaren von \*\*\* 3. Band der von Dr. Paul Rohrbach herausgegebenen Sammlung „Die russische Gefahr“.** Verlag J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart.

Die in diesem Bande erstmals in deutscher Übersetzung vorliegenden Protokolle der Peterhofer Beratungen im Jahre 1905 — sie fanden vom 19. bis zum 26. Juli a. St. statt — schildern die Geburtsstunde der eben so schwer bedrohten russischen Verfassung auf Grund einwandfreien geschichtlichen Stoffes und rücken die Dinge daher in sehr grelles Licht. Am 18. Februar 1905 richtete Zar Nikolaus II. einen Erlaß an den damaligen russischen Minister des Innern Bulygin, der mit folgenden Worten die Einberufung einer gewählten Reichsduma ankündigte: „Ich habe die Absicht, von nun an die würdigsten und das Vertrauen des Volkes genießenden, von der Bevölkerung gewählten Männer zur Teilnahme an der Vorbereitung und Beratung gesetzgeberischer Entwürfe heranzuziehen.“ Um nun den Rahmen zu entwerfen, in dessen Grenzen die Wahlen und die Gesetzgebung durch die gewählten Volksvertreter vor sich gehen sollten, berief der Zar eine Besprechung von Staatsmännern und Würdenträgern nach Peterhof. Um die interessanten Geheimprotokolle dieser Besprechungen, im besonderen um die Protokolle zweier Sitzungen, die dem Grundsatz der Selbstherrschaft des Zaren und dem Wahlrecht der Bauern gewidmet waren, handelt es sich in dem mir vorliegenden Bande. Es lassen sich wirklich überaus seltsame Schlüsse aus diesen Protokollen ziehen. Befangen in kurzzeitigem Intrigenspiel und lächerlichen Vorurteilen in Bezug auf die politische Reife des russischen Volkes, schuf man Grundlagen für die neue Verfassung, die alle Keime absoluter Unzulänglichkeit enthielten und ganz den Charakter des Zufälligen trugen. Wer Interesse an russischen Verhältnissen hat und sich an einer drastischen Schilderung russischer Zustände ergötzen will, wird die Randbemerkungen des Verfassers dieses Bandes der „Russischen Gefahr“ und das Nachwort Rohrbachs mit Interesse lesen. Allem Anscheine nach steht Nikolai der Zweite heute nahe davor, in Sturm und Aufruhr das ernten zu müssen, was er und seine Ratgeber während der Peterhofer Beratungen im Jahre 1905 leichtfertig säten und was sich mittlerweile, unfruchtbarer Boden entsprossen, zu dem häßlichen Gewächs allgemeiner russischer Unzufriedenheit und Unzulänglichkeit ausgewachsen hat. H. Dohrmann.

**Rußland;** mit 205 Abbildungen, zusammengestellt und eingeleitet von Dr. Walter Weibel. Delphin-Verlag, München.

Dr. Weibel hat in diesem Bande ein Bilderbuch über Rußland herausgegeben und das gut ausgestattete Werk (kart. 2 Mk.) mit einleitenden Aufsätzen zu versehen versucht. Es ist selbstverständlich erfreulich, daß der deutsche Buchhandel mit so viel Objektivität mitten im Kriege ein Bilderbuch über das Land unserer stärksten Feinde erscheinen läßt; in Rußland wäre Ähnliches sicher nicht möglich! Die hübschen Bilder sind aber leider wenig übersichtlich angeordnet und unter einer Pleskauer Ansicht steht gar ein Hinweis darauf, daß diese nordrussische Stadt in Kurland liegen soll. Ein solches Versehen wirkt störend. Auch die einleitenden Aufsätze und statistischen Angaben verweisen auf den rein akademischen Charakter des Bilderbuches. Wenn in Dr. Weibels Angaben Riga mit seinen nahezu 700 000 Einwohnern beispielsweise als Stadt mit kaum 350 000 Bürgern verzeichnet steht, so kommt man über das Mißtrauen gar nicht mehr hinweg, der Herausgeber habe ausschließlich an der Hand von veralteten Nachschlagewerken gearbeitet. Rußland und vor allem die Ostseeprovinzen stehen uns eben viel zu nahe, als daß wir uns mit solchen Angaben begnügen wollen. H. Dohrmann.

# OSTEUROPAISCHE ZUKUNFT

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHLANDS AUFGABEN IM OSTEN UND SÜDOSTEN

Amtliches Organ des Verbandes deutscher Förderer der ukrainischen Freiheits- Bestrebungen „UKRAINE“, des Donau- und Balkanländervereins in Deutschland „DUBVID“ E. V. München, der „DEUTSCH-GEORGISCHEN GESELLSCHAFT“, Berlin, der „DEUTSCH-FINNländISCHEN VEREINIGUNG“, Berlin und des „DEUTSCH-NORDISCHEN VERBANDES“ E. V., Berlin.

Herausgeber; Dr. Falk Schupp, Berlin, Prinz Albrecht-Str. 3.  
Verlag: J. F. Lehmann, München, Paul Heyse-Strasse 26.

1. Märzheft 1917

Die Zeitschrift erscheint monatlich zweimal 12—16 Seiten stark  
Bezugspreis: halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—. Einzelne Hefte 60 Pf. Anzeigenpreis: 40 Pf. für die viergespaltene Petitzelle.  
Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin SW. 11, Prinz Albrechtstr. 3; Zusendungen für den Bezug sowie für Anzeigen an J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 2, Paul Heyse-Str. 26  
(Postcheck-Kto. München 129 — K. K. Postspark.-Kto. 59594 — Bankkonto: Bayer. Vereinsbank.)

2. Jahrgang Nr. 5

Nachdruck der einzelnen Artikel nur mit unverkürzter Quellenangabe „Osteuropäische Zukunft“ gestattet.

## Balfour oder Salisbury?

Zur Orientpolitik Englands.

Von Bavaricus.

Der britische Minister des Äußern, Arthur James Balfour, ist ein Neffe des Robert Cecil, Marquis von Salisbury, der im letzten Viertel des abgelaufenen Jahrhunderts wiederholt die Politik des Vereinigten Königreiches leitete. Dieser „Staatsmann von Weltruf“, wie ihn Balfour in seiner Note an Wilson vom 16. Januar ds. Js. nicht unzutreffend nennt, war bekanntlich stets der Ansicht, daß die Erhaltung des türkischen Reiches eine unbedingte Notwendigkeit sei, sowohl für England selbst, als auch von der höheren Warte der Sicherung Europas. Er trug denn auch auf dem Berliner Kongreß (neben Lord Beaconsfield) viel dazu bei, daß Rußland zur vorläufigen Zurückstellung seiner Absichten auf Konstantinopel genötigt wurde. Er schloß noch während des Kongresses jenen denkwürdigen Vertrag mit der Türkei, durch den England Zypern gewann und dafür den asiatischen Besitz der Türkei gegenüber Rußland feierlich verbürgte. Er begrüßte ein Jahr später im englischen Parlament mit den biblischen Worten „Heil ist uns widerfahren!“ den Abschluß des deutsch-österreichischen Verteidigungsbündnisses. Sein Schüler und Neffe Balfour denkt heute über das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn und über die Dinge im nahen Orient wesentlich anders, und seine Ansichten sind wohl auch die seines Veters, des jüngern Robert Cecil, bisherigen Unterstaatssekretärs und jetzigen Mitgliedes des Kabinetts. Man sieht, die Familie des edlen Lords verwirft die Götter durchaus, denen der Vater und Oheim als verantwortlicher Leiter der Politik seines Landes opferte, und betet an, wo jener schroff ablehnen zu müssen glaubte. Mitglied der jetzigen Regierung ist auch Lord Curzon, der als Vizekönig von Indien einst erklärte, England—Indien könne nicht länger ruhig schlafen, wenn Rußland gegen den Persischen Meerbusen vordringe. Jetzt wollen die leitenden Männer Englands um jeden Preis

Konstantinopel und die Meerengen den Russen ausliefern und die unter der türkischen Herrschaft lebenden Völkerschaften „befreien“, d. h. die endgültige Zerstückelung und Aufteilung der Türkei vornehmen, die anscheinend schon zu Lebzeiten Eduard des VII. zwischen England und Rußland verabredet wurde. Es ist begreiflich, wenn Balfour nun in seiner Note das Bedürfnis fühlt und den Versuch wagt, diesen „vollkommenen Umsturz der überlieferten Politik“, einer Politik, die mit dem Namen seines Oheims, des „Staatsmannes von Weltruf“ auf das engste verknüpft ist, vor den Neutralen und wohl auch vor dem eigenen Lande zu rechtfertigen. Denn auch der einfältigste und leichtgläubigste Neutrale muß doch zu dem Schlusse kommen, daß in der Behandlung der orientalischen Frage entweder der Oheim geirrt hat oder der Neffe irrt, und daß entweder die frühere oder die gegenwärtige Politik Englands grundfalsch und dem Reichwohl verderblich sein müsse. Aber Balfour findet un schwer die Lösung des Widerspruchs: die Politik Englands im nahen Orient mußte sich ändern, weil die Umstände sich völlig geändert haben. Diese veränderten Voraussetzungen bestehen nach den ziemlich lahmen Ausführungen des Ministers in der Hauptsache darin, daß die Türkei sich zu einem Werkzeug der Eroberungs- und Weltherrschaftspläne Deutschlands gemacht habe und dafür die gerechte Strafe erleiden müsse. Aus der Sprache des britischen Cant in klarem Deutsch übersetzt, will dies besagen, England könne den deutschen politischen Einfluß und die deutsche wirtschaftliche Betätigung in der Türkei unter keinen Umständen dulden und müsse es daher als das kleinere Übel betrachten, wenn Rußland sich an den Meerengen und in Kleinasien festsetzen würde. In dieser neuen Stellungnahme drückt sich zunächst die

By

krankhafte Furcht Englands vor der deutschen Expansion und der wirtschaftliche Konkurrenzneid aus. Auch eine Geringschätzung oder doch Unterschätzung Rußlands mischt sich ein. Jedenfalls gilt Rußland — ob mit Recht oder mit Unrecht, sei dahingestellt — seit dem japanischen Krieg als der weniger gefährliche Rivale. Und schließlich hofft die englische Regierung vielleicht doch insgeheim, daß man nach dem Siege der Entente Mittel und Wege finden werde, den russischen Freund um den versprochenen Anteil an der Beute zu prellen, etwa durch eine „Internationalisierung“ der Meerengen und Konstantinopels, ein Plan, der zur Zeit des Gallipoliunternehmens in der feindlichen Presse lebhaft erörtert wurde. Doch schon Ende 1915 war die förmliche Zusage Konstantinopels an Rußland unvermeidlich geworden, wenn der russische Bundesbruder nicht seine eigenen Wege gehen sollte. Ob England erstlich gewillt war, dieses Versprechen beim Friedensschluß einzulösen, ist eine andere Frage. Das wahre britische Interesse verlangt heute noch genau wie zur Zeit des Krimkrieges und späterhin des Berliner Kongresses einen türkischen Pufferstaat, der zumindestens Kleinasien zu umfassen hätte, als Schutzwall gegen das weitere Vordringen Rußlands. England bedarf dieses Pufferstaates erst recht in dem Falle, daß es sich der südlichen Hälfte der asiatischen Türkei in irgendeiner Form bemächtigen und damit die dringend gewünschte Landbrücke von Ägypten nach Südpersien und weiter nach Indien schlagen könnte. Oder fühlt sich England etwa schon stark genug, als politisches Ziel ins Auge zu fassen, daß die ganze Türkei im bisherigen Umfang als englischer Schutzstaat erhalten bliebe, Rußland also bei der Liquidation des türkischen Reiches völlig leer ausginge? Was das letzte Ziel Englands auch sein mag, in jedem Fall ist eine militärisch starke, wirtschaftlich gehobene, politisch selbstbewußt auftretende Türkei für diese Pläne das denkbar größte Hindernis. Die Türkei muß militärisch und finanziell in bedrängter Lage verbleiben; sie muß auch weiterhin ein Spielball der fremden Mächte, ein Tummelplatz politischer Ränke sein, bis sie zur Einsicht kommt, daß es für sie kein anderes Heil gibt, als sich dem großmütigen Beschützer aller schwachen Staaten völlig in die Arme zu werfen. Dann wird England vielleicht in Erwägung ziehen, ob nicht bei so „völlig veränderten Umständen“ eine Rückkehr zur traditionellen Politik eines Palmerston, Beaconsfield und Salisbury möglich und nützlich wäre.

Wie man sieht, ist es ein sehr gewagtes Spiel, das die Verfechter der Verständigung mit Rußland, die Grey, Nicholson, Hardinge, während der Einkreisungsperiode und weiterhin im Weltkriege gespielt haben, und das der Neffe und Schüler des Marquis von Salisbury im vollen Widerspruch mit den Lehrsätzen seines Meisters nunmehr

zu Ende führen soll. Nicht nur, wenn Deutschland Sieger blieb, sondern gerade auch dann, wenn Rußland sein Ziel erreichte, ohne sich dabei völlig zu erschöpfen, war das englische Spiel verloren. Die Hoffnung wäre eitel, wenn man in London glaubte, ein siegreiches Rußland mit Gewalt zum Rückzug zwingen oder auf einer Friedenskonferenz den russischen Freund soweit betören zu können, daß er zu einer „Internationalisierung“ der Meerengen seine Zustimmung gäbe. Im Falle des Sieges der Entente müßte es daher aller Voraussicht nach zu der bereits früher erwähnten Aufteilung der Türkei kommen, wobei Konstantinopel, Kleinasien und Hocharmenien an Rußland, Mesopotamien, Syrien und Arabien an England fallen würde. Damit wären dann die beiden unersättlichen Landverschlinger zum ersten Male in unmittelbare Berührung getreten, und zwar auf einer langen, schwer haltbaren, zu weiterem Ausgreifen geradezu herausfordernden Grenzlinie. Welche Aussicht für England, das bisher seine ganze Staatskunst aufbot, um den russischen Koloß von seinen Grenzmarken fernzuhalten! Steht Rußland einmal am Taurus und im Quellgebiet des Euphrat und Tigris, so sind zunächst Mesopotamien und Syrien, in zweiter Reihe aber auch Ägypten, Südpersien und Indien schwer gefährdet. Das Wort Lord Curzons würde mehr als erfüllt sein und die Russenfurcht den Engländern dann nicht bloß in Indien, sondern mehr noch in Bagdad und Kairo schlaflose Nächte bereiten. Ein gewaltiger Kampf um die Herrschaft in Vorderasien würde rasch entbrennen, und es ist nicht wahrscheinlich, daß England aus diesem Waffengang als Sieger hervorgehen würde.

Zwischen dem russischen Kriegsziel, der Eroberung Konstantinopels, und dem wahren Interesse Englands ist kein Ausgleich denkbar und möglich. Man sollte meinen, daß diese Erkenntnis des Oheims auch dem Neffen einleuchtend und fruchtbringend sein müßte. Aber Haß und Neid machen blind, und um der eingebildeten deutschen Gefahr zu begegnen, übersah man in London die viel realere russische Gefahr, weil britischer Dünkel und britischer Starrsinn sie eben nicht sehen wollte. Allerdings haben die deutschen Waffenerfolge die russische Gefahr, die unmittelbar die Türkei und mittelbar England bedrohte, zunächst zurückgedrängt, und man kann, so paradox es klingt, vielleicht sagen, daß vor Warschau, am Dunajetz und in der Dobrudscha das indische Reich vorläufig für England gerettet wurde. Und wenn der Marquis von Salisbury heute aus seiner Gruft sich erheben könnte, so würde er sicherlich flammende Worte der Entrüstung finden für die törichte und kurzsichtige, ja selbstmörderische Politik, die sein Neffe vertritt, und die in der Tat nichts Geringeres ist als ein vollkommener Umsturz der überlieferten Politik des britischen Reiches. (m)

## Deutsches Leben im Kaukasus.

Von F. Baumberger, Mannheim.

Der Krieg hat uns deutlicher denn je die Bedeutung des Deutschtums im Ausland und die Nachteile seiner Unterschätzung vor Augen geführt. Was wußte man im allgemeinen von ihm? Im Grunde herzlich wenig. Dem Weltkrieg, diesem großen Umformer, ist es zu danken, daß heute ein weitergehendes Interesse für die deutschen Siedlungen im Ausland, besonders für die in Rußland wohnhaften Millionen deutscher Volkselemente, besteht. Allein im Kaukasus, dem Schauplatz der schwersten Kämpfe zwischen Türken

und Russen, sind Zehntausende unserer Volksgenossen ansässig.

Der Kaukasus ist die Brücke zwischen Europa und Asien. Seine Lage zwischen zwei Erdteilen drückt ihm den Stempel auf. Er ist ein Land der Gegensätze, der Zukunft, ein Märchenland, das den, der einmal dort war, immer wieder zurückzieht. Er umfaßt ein Gebiet von rund 470 000 qkm — steht also dem Deutschen Reich an Größe nicht sehr nach — und wird von etwa 5 Millionen Menschen (Russen, Tataren, Armeniern,

Grusiniern, verschiedenen kaukasischen Völkerschaften) bewohnt. Die Zahl der Deutschen mag heute etwa 25 000 bis 30 000 betragen. Die Größe des Landes, seine Unaufgeschlossenheit, das bunte Völkergemisch seiner Bewohner — im ganzen werden etwa 40 Völkerschaften gezählt — lassen die zwar verhältnismäßig wenig zahlreichen, aber wirtschaftlich desto rührigeren Deutschen und ihre zerstreuten Ansiedelungen unter den anderen ziemlich verschwinden.

Welch wunderbares Land ist es doch! Subtropisches, feuchtwarmes Klima am Ostufer des Schwarzen Meeres läßt Lorbeer, Palmen, Tee, Apfelsinen und Mandarinen, wertvollen Bambus gedeihen. In Kachetien reift feuriger Wein, wachsen Pfirsiche, Aprikosen und Melonen von auserlesener Güte, bestehen wundervolle Rosenkulturen. Im Steppengebiet der Kura, des Araxes, in der Mugansteppe, verheißt der Baumwollbau noch eine Zukunft, während die Seidenerzeugung schon heute von Bedeutung ist. Die Naphtaindustrie im Steppengebiet am Ufer des Kaspischen Meeres mit dem Mittelpunkt Baku steht an zweiter Stelle der Welt-erzeugung. Wälder, Erz- und Kupferlager, Kohlen- und Salzlager, Schwefelquellen, heilkräftige Bäder, natürliche Mineralwasser — alles wartet noch zweckmäßiger Ausbeutung. Reiche Tierwelt (u. a. Bären im Norden, von Persien kommend, auch Tiger und Panther) bietet gute Jagdgelegenheit. Was müßte ich nicht noch alles aufzählen, um nur ein ungefähres Bild des reichen Landes zu geben, dessen Bedeutung erst in diesem Jahrhundert richtig erkannt wurde!

In dieses Land kamen Anfang des 19. Jahrhunderts die ersten deutschen Kolonisten gezogen. Vor bald 90 Jahren — erzählt Ludwig Finkh in seiner „Reise nach Tripstrill“ — sei ein sonderbar frommer Geist im Schwabenland umgestiegen, der die Seelen beflügelte und eine Sehnsucht nach dem tausendjährigen Reich in den Gemütern aufrührte. Man beschloß, zugleich unter dem Druck politischer Ungunst und einer Hungersnot, in Scharen auszuwandern, und da der Kaiser Alexander von Rußland des Königs Schwager, und eine fromme Russin, die Frau von Krüdener, im Volke mächtig war, so schienen Richtung und Wegweiser gegeben.

Die russische Regierung, die gesundblütige Bauern brauchte, auch wenn sie einen Sparren hatten, bot Land an mit vielen Vorrechten als Köder, und nach kurzem Besinnen bissen Heere von schwäbischen Bauern an und zogen mit Kind und Kegel nach Osten. An die 6000 Mann, wohlgeordnet, in zehn Kolonnen geteilt, rückten sie aus. Grusien, Tiflis, Odessa waren das gelobte Land. Unterwegs wurden die Geister ernüchert, die Vögel pffiffen anders, als sie geglaubt, und von Milch und Honig war nichts zu schmecken. Wie aber der Schwabe nie auf halbem Wege stehen bleibt, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt, so schleppten die Landleute, nachdem sie ihren Traum in Not und Fieber hatten stecken lassen, ihren Karren weiter bis ans Ziel. Im Kaukasus verstreuten sie sich auf vier, fünf Punkte, wo sie Dörfer gründeten und mit Hab und Gut die Heimat vom Wagen herunterholten. Ein Schwarm, fast lauter Reutlinger und Ableute, hatte sich in einem Tal bei Elisabethpol angesiedelt und seine Gemeinschaft Helenendorf genannt. Die Reutlinger, die zu Hause am Georgenberg und an der Achalm saure Trauben gezogen hatten, fanden ein Klima vor, von dessen Sonne sie gerne ein paar Strahlen zur Aufmunterung heimgesandt hätten. Hier brannte es den Boden zur Steppe. Mag sein, daß auch einer, im Wagenstroh versteckt, noch Wurzeln von Trollingern und Silvanern mitgeführt hatte. Jedenfalls wurde früh Wein gebaut, der saftig in die Beeren schoß und in den Kämpfen gegen Perser und Tataren seine Pflanzen bei Kräften erhielt.

Die einheimische wilde Rebe wurde veredelt, künstliche Berieselung verwandelte die Steppe in Gartenland. Die Äbler hatten ihre Planwagen geflickt und hergerichtet. Sie mochten im Gebirgsboden ähnliche Verhältnisse getroffen haben wie auf der Rauhen Alb. Mit geringen Veränderungen bauten sie neue Wagen und verkauften sie an Lesgier und Armenier, die sie hoch bezahlten. Noch heute sind die schwäbischen Wagen bis nach Persien hinein begehrt. In dieser schweren Mühsal mauserten sich die Schwaben. Während der russisch-türkische Krieg um sie tobte, bauten sie sich unerschrockenen Herzens eine Kirche und wurden Männer, die sich ihr Stück Erde eroberten. Die Köpfe waren geputzt, ihre Augen geweitet, die Fäuste nervig. Sie vermehrten sich wie die Kielhasen; denn ein Stamm, der sich bewährt, hat das Bedürfnis, vorzusorgen und sich nicht so leicht wieder vom Fleck bringen zu lassen. Landwirtschaft und Handwerk brachten Wohlstand, sie mußten ihre Grenzen weiter stecken...

Die Hauptbeschäftigung bildet noch heute Land- und Milchwirtschaft sowie Weinbau. Auch Versuche mit der Zucht von Schweizer Vieh und Schweizer Sennereibetrieb sind gemacht worden. Der Baumwollbau dagegen scheint weniger angelockt zu haben. Er wurde, wo begonnen, wieder aufgegeben.

Größere deutsche Unternehmungen gibt es im Kaukasus wenige; auch in fremden Betrieben ist deutsches Kapital weniger stark angelegt als z. B. englisches. In Kedabeg bei Jelissawetpol besitzt die Familie v. Siemens Kupferbergwerke, in Tschiaturi besteht ein deutsches Manganerzunternehmen, in Baku eine Naphtharaffinerie. Viele reichsdeutsche Kaufleute und Ingenieure sind in Geschäften und Betrieben tätig. Deutsche Handelsfirmen sind an allen größeren Plätzen vertreten und haben im Handel zum Teil führende Stellung. Deutsche Konsulate bestehen in Baku, Tiflis und Batum. Der deutsche Handelsreisende und Vertreter war im Kaukasus eine häufige Erscheinung. Er hat durch seine Schilderungen in der Heimat über die von ihm besuchten deutschen Kolonien mit zur Kenntnis des deutschen Lebens im Kaukasus beigetragen. Batum als Hafenstadt sah häufiger Deutsche, da die Dampfer des Norddeutschen Lloyd und der Deutschen Levantelinie dort anliefen. — Auch sollen in diesem Zusammenhange die vor einigen Jahren vom Norddeutschen Lloyd veranstalteten Kaukasusfahrten erwähnt werden.

Helenendorf ist eine der bekanntesten Kolonien, in Rußland selbst durch den Wein der Häuser Vohrer und Hummel berühmt, die im ganzen Reich Niederlassungen haben. Der Kachetier ist herb und feurig, dem deutschen Gaumen zuerst nicht mundend, man muß ihn gewohnt sein. In manchen Dörfern bestehen Winzergenossenschaften. Eine von ihnen holte sich vor einigen Jahren zur Hebung des Weinbaues einen rheinpfälzischen Weinfachmann, und oftmals, wenn wir seine Weinproben versuchten, waren wir des Erstaunens und des Lobes voll, was sich aus dem Kachetier alles machen ließ..

Helenendorf ist das Muster einer deutschen Kolonie, das Abbild eines schwäbischen Dorfes. Wer aus dem Völkergemisch einer Stadt wie Tiflis nach wenigen Stunden Bahnfahrt hinkommt, fühlt sich ins Schwabenland versetzt. Die schmucken Häuser in schwäbischer Bauart, die geraden, mit Bäumen eingefassten Dorfstraßen stechen wohlthuend ab gegen die umliegenden Tataren- und Grusiniendörfer mit ihren schmutzigen Gassen und einförmigen Lehmhütten. Das deutsche Wirtshaus mit Kegelbahn, die Geschäftsschilder mit deutschen Aufschriften, die schwäbische Mundart, die

allenthalben ans Ohr dringt, sie alle lassen für Stunden vergessen, daß man nicht in einem schwäbischen Dorfe, sondern weit fort, irgendwo im Orient, rings umgeben von fremden Völkern, weilt. So zäh und treu hat der Kolonist an seinen Gebräuchen, seinem Glauben und seiner Sprache festgehalten.

In allen größeren Gemeinden, hauptsächlich Tiflis und Baku, bestehen deutsche Vereine verschiedener Art (Bildungsvereine, Gesangvereine, Jünglings- und Jungfrauenvereine), deutsche mehrklassige Schulen, Kirchen mit eigenen Pfarreien, Asyle für Kranke und Obdachlose. Die Mittel zur Unterhaltung werden zum großen Teil aus freiwilligen Beiträgen aufgebracht.

Das deutsche Volkslied wird in den kaukasischen Kolonien gepflegt wie wohl in wenigen Gegenden Deutschlands. „Solang der Heimat Lieder hier in deutscher Zunge klingen, so lang wird echtes deutsches Blut in unsern Adern rinnen“, singt O. Kloß im „Lied der Deutschen im Kaukasus“. Die Zahl der gesungenen Lieder, auch solcher, die in keinem Buch zu finden sind, ist erstaunlich. Wer nur einmal eine Hochzeit oder Jagd mitmacht oder einen Gang durchs Dorf an einem Herbstabend unternimmt, wenn das Welschkorn ausgezogen wird, kann sich davon überzeugen. Manche Frauen und Männer haben einen großen Liederreichtum aufzuweisen. Einzelne Lieder sind im Kaukasus selbst entstanden. Hier das Lieblingslied der deutschen Rekruten:

Warum ist denn die Falschheit  
So groß in der Welt,  
Daß alle jungen Burschen  
Müssen ziehen ins Feld?

Nach Tiflis marschieren  
Und sich lassen visitieren,  
Ob sie taugen, ob sie taugen,  
Ob sie taugen fürs Feld.

Der Hauptmann steht draußen,  
Schaut seine Leute an:  
„Seid nur lustig, seid nur fröhlich,  
Greift nur herzhaft drauf an!“

Zu meinem Vater, zu meiner Mutter,  
Zu meiner Schwester, zu meinem Bruder,  
Und zu allen meinen Freunden  
Muß ich sagen „ade!“  
Darum tut mir der Abschied  
Aus der Heimat so weh.

Eines der wichtigsten geistigen Bindemittel für die Kolonien untereinander war die „Kaukasische Post“, die einzige deutsche Zeitung des Kaukasus und seiner Nachbargebiete. Sie brachte jeweils politische Überblicke über die Vorgänge im In- und Ausland, Nachrichten aus dem Kaukasus und den Kolonien, Aufsätze über Schule und Kirche der deutschen Gemeinden, Abhandlungen über Ackerbau, Viehzucht, Weinbau, Genossenschaftswesen sowie allgemein interessierende Fragen. Leider hatte sie oft mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, die das regelmäßige Erscheinen mitunter in Frage stellten.

Mißerfolge schreckten den Kolonisten nie ab. Wie oft schien all das mühsam Errungene für immer verloren! Heuschreckenschwärme vernichteten zuweilen alles, Tatarenüberfälle brachten wiederholt unsägliches Leid über die Siedlungen. Besonders der Überfall feindlicher Tatarenhorden im Jahre 1826 war von solchen Heimsuchungen für die Kolonien Annenfeld, Helenendorf und Katharinenfeld begleitet, daß selbst im Auslande, in der Schweiz sowohl wie in Deutschland, Hilfssammlungen veranstaltet wurden. Es war das Schwerste unter vielem Schweren, das die Kolonien in der ersten Zeit ihres Bestehens durchzumachen hatten, ein Ereignis, das in ihrer Geschichte unvergessen ist.

Katharinenfeld feiert die jährliche Wiederkehr des Tages des Überfalles, den 14. August, mit einem Erinnerungsfest, dem sogenannten Zerstörungsfest.

### Die deutschen Kolonien in Transkaukasien.

Alexandersdorf, 3 km westlich von Tiflis, am linken Kuraufer gelegen, wurde im Jahre 1818 gegründet. Die Kolonie zählt 26 Wirtschaften und rund 700 Einwohner, die hauptsächlich Milchwirtschaft, daneben auch Wein- und Gemüsebau betreiben. Die Gemeinde hat eine kleine Kirche mit eigener Pfarrei. Pastor ist der jeweilige Pastor von Tiflis.

Marienfeld, liegt 35 km östlich von Tiflis an der Straße nach Telaw, in der Niederung des Flusses Jora. Der Ort hat Postverbindung. Marienfeld ist die älteste der schwäbischen Kolonien im Transkaukasus. Sie wurde im Jahre 1817 gegründet von Auswanderern, die aus Schwaikheim eintrafen. Die Kolonie hat 31 Wirtschaften und etwa 600 Einwohner.

Petersdorf ist gegenüber Marienfeld auf der anderen Straßenseite gelegen und wurde im Jahre 1820 gegründet von einigen Familien, die sich zuerst in Tiflis angesiedelt hatten. Die Einwohnerschaft beträgt etwa 250 Einwohner auf 17 Wirtschaften.

Freudental ist 3 km östlich von Marienfeld und Petersdorf an der gleichen Straße gelegen. Das Grusinierdorf Sartatschaly trennt diese Kolonie von den beiden vorher genannten. Die Kolonie hat etwa 10 Wirtschaften und 100 Einwohner. Sie wurde im Jahre 1842 von neuen Einwanderern, die aus Württemberg und Südrußland kamen, gegründet. Im Volksmund wird die Kolonie „Jammertal“ genannt.

Marienfeld, Petersdorf und Freudental haben getrennte Gemeindeverwaltungen, aber gemeinsame Schule und Kirche. Sie bilden zusammen eine Pfarrei. Auch wirtschaftlich gehören die drei Kolonien zusammen. Sie betreiben alle drei in der Hauptsache Milchwirtschaft, Getreidebau und Weinbau. Auch besteht ein gemeinsamer Konsumverein.

Elisabeththal, in bergiger Lage, 30 km südwestlich von Tiflis, mit dem es durch Post verbunden ist, gelegen, wurde im Jahre 1818 gegründet. Die Kolonie hat 72 Wirtschaften und fast 2000 Einwohner, deren Hauptbeschäftigung Weinbau, Milchwirtschaft, Kartoffelbau, Ackerbau ist. Vor allem wird Weizen und Gerste angebaut. Elisabeththal ist ein stattlicher Ort, besitzt eine schöne Kirche und hat einen eigenen Pastor. Auch hier besteht ein Konsumverein.

Traubenberg ist eine neue Ansiedelung südlich von Tiflis und liegt etwa 10 km südwestlich der Eisenbahnstation Sandar (Linie Tiflis—Alexandropol, 35 km von Tiflis) und wurde erst im Jahre 1908 von Marienfelder, Katharinenfelder und anderen Kolonisten gegründet. Die Gemeinde hat 60 Wirtschaften mit etwa 200 Einwohnern. Die Hauptbeschäftigung ist Weinbau. Auch haben diese Kolonisten schon Versuche mit dem Anbau von Baumwolle gemacht.

Katharinenfeld ist die größte Kolonie. Die Einwohnerzahl beträgt 2570 bei 95 Wirtschaften. Die Kolonie liegt 60 km südwestlich von Tiflis und 26 km westlich von der Station Sandar, im Tale des Muschaverflusses. Die Kolonie wurde ursprünglich im Jahre 1818 am Schamchor gegründet und besteht seit dem Jahre 1819 am jetzigen Platze. Die Gemeinde hat 4600 ha Kronland und 4950 ha hinzugekauftes Gemeindefeld. Es werden Wein, Obst, Getreide, Kartoffeln gebaut, auch wird etwas Milchwirtschaft getrieben. Es besteht ein Konsumverein, eine Kellereigenossenschaft und eine Kleinkreditgenossenschaft. Die Kolonie hat eine eigene Kirche mit eigenem Pastor. Die Schule besteht aus 6 Abteilungen mit 433 Schülern und 6 Lehrern.

Alexandershilf ist eine Tochterkolonie von Elisabeththal und wurde im Jahre 1860 gegründet. Die Kolonie liegt weitab im Gebirge, 70 km westlich von Elisabeththal. Es bestehen 32 Wirtschaften bei etwa 650 Einwohnern. Es wird lohnende Vieh- und Milchwirtschaft getrieben, auch besteht eine Molkereigenossenschaft. Alexandershilf besitzt eine neue große Kirche und ist eigene Pfarrei, doch weilt schon jahrelang kein Pastor dort.

Petrowka ist — wie Alexandershilf — eine Tochterkolonie, und zwar wieder eine Tochterkolonie von Alexandershilf. Die Ansiedelung liegt 3 km östlich von Kars und wurde 1891 gegründet. Es bestanden 13 Wirtschaften bei etwa 130 Einwohnern. Milchwirtschaft und Getreidebau.

Ormaschem ist in der Nähe von Alexandershilf gelegen. Es war früher ein armenisches Dorf, wurde während der Revolutionszeit zerstört und ist seit dem Jahre 1906 von Alexandershilf aus besiedelt.

Sämtliche bisher genannten Kolonien gehören zum Gouvernement Tiflis.

Helenendorf, 12 km südlich von der Eisenbahnstation Elisabethpol, am Fuß des Kleinen Kaukasus gelegen, wurde im Jahre 1818 gegründet und ist eine der bekanntesten und bedeutendsten deutschen Kolonien im Kaukasus. Die Kolonie hat 118 Wirtschaften und etwa 2350 deutsche Einwohner. In erster Linie wird Weinbau betrieben. Es bestehen zwei große Weinbau- und Weinhandelsfirmen, Vohrer und Hummel, die Helenendorf im ganzen Kaukasus und darüber hinaus in Rußland durch ihre Weine bekannt gemacht haben. Es blühen auch einige Gewerbebranchen, wie

Böttcherei und Wagenbau. Letzterer vor allem hat neben dem Weinbau die Helenendorfer berühmt gemacht; sind doch die deutschen Wagen, als vorzüglich geeignet, weit im Kaukasus und in Persien geschätzt und verbreitet. Es besteht ein Konsumverein und eine Kellereigenossenschaft. Helenendorf hat eigene Kirche mit eigenem Pastor und besitzt eine Volksschule mit 6 Lehrern und eine Handelsschule mit 3 Lehrern.

Georgsfield (Georgjewskoje) liegt 8 km südlich von der Station Schamchor (155 km von Tiflis, 22 km von Elisabethpol entfernt) auf dem rechten Schamchorufer und wurde im Jahre 1887 als Tochterkolonie von Helenendorf gegründet. Die Gemeinde hat 85 Wirtschaften und etwa 800 Einwohner. Hauptbeschäftigung ist Weinbau. Es besteht ein Konsumverein. Georgsfield hat ein großes Bethaus und bildet mit Annenfeld eine Pfarrei.

Annenfeld liegt 2 km südlich von der Station Dalljar (146 km von Tiflis), 9 km von Georgsfield, an der Poststraße nach Kedabeg. (An letzterem Ort befinden sich die Kupfergruben der Familie Siemens.) Annenfeld wurde im Jahre 1819 am linken Schamchorufer gegründet und liegt seit 1873 am jetzigen Platze. Die Kolonie hat 75 Wirtschaften bei etwa 800 Einwohnern, die sich hauptsächlich mit Weinbau beschäftigen. Konsumverein. Es besteht eine neue schöne Kirche. Mit Georgsfield zusammen hat Annenfeld einen Pastor.

Eugenfeld, eine neue, von Petrowka aus gegründete Ansiedlung, liegt 10 km südlich von der Station Dsegam, 133 km östlich von Tiflis.

Gruenfeld, 3 km östlich von der Station Akstafa (90 km östlich von Tiflis) gelegen, wurde im Jahre 1905 von Kolonisten aus Helenendorf, Georgsfield, Annenfeld, Alexandersdorf, Elisabeththal gegründet und zählt bei 70 Wirtschaften 260 Einwohner. Es wird hauptsächlich Weinbau betrieben. Es besteht eine Kellereigenossenschaft.

Alexejewka, 1 km östlich von Gruenfeld, im Jahre 1903 von Ansiedlern aus verschiedenen anderen Kolonien gegründet, hat 40 sehr kleine Wirtschaften und rund 240 Einwohner, die sich mit Weinbau beschäftigen.

Die von Helenendorf ab genannten Gemeinden gehören zum Gouvernement Elisabethpol.

Georgstal 12 km südlich von der Station Ksanka (Strecke Tiflis—Batum), 30 km von Tiflis (Gouv. Tiflis), wurde von bebarabischen Kolonisten, die hierher übersiedelten, gegründet. Hauptbeschäftigung ist Weinbau.

Gnadenberg und Lindau, 2 und 5 km östlich von Ssuchum-Kale (am Schwarzen Meer gelegen), sind zwei kleine Ansiedlungen, die im Jahre 1879 von württembergischen und bayrischen Auswanderern gegründet wurden.

Neu-Tiflis bestand als deutsche Handwerkerkolonie und westlicher Vorort von Tiflis 1818—1862 und wurde dann aufgelöst.

### Deutsche Kolonien in Nordkavkasien.

Im Gouvernement Stawropol finden wir die Gemeinden Bethel (Iwaschtschenko), Friedrichsfeld (Solotarewka), Hermannsburg, Johannisdorf (Melotschnaja), Johannisheim, Karlsruhe—Wilhelmshöhe (Dowssunsk), Kronental (Deutsch-Chaginsk), Martinsfeld (Martynowka), Olginka, Romanowka, Tempelhof.

Im Kuban-Gebiete liegen Alexanderfeld (Leonowskoje), Alexandersfeld (Alexandrodar), Alexandrows, Eugenfeld (Wanowskoje), Eigenheim, Friedental, Gandau, Lilienfeld, Marienfeld, Markosowka, Michaelsfeld (Dschiginskoje), Michaelstal (Woronowka), Natalino, Neuheim, Nowo-Nikolajewka, Pilenkofeld, Roschdestwenskoje, Rosenfeld (Scheremetjewskoje), Semenowka, Wohldemfurt (Welikoknjascheskoje).

Im Terek-Gebiete liegen Alexanderdorf (Alexandrowskoje), Bethanien (Konstantinowskoje), Boroninsland, Emmaus, Gnadenburg, Kana (Kanowo), Karras, Michaelsdorf, Nikolajewka, Orbeljanowka, Sultanowski Posselok.

Unter diesen Kolonien sind etwa zehn größere, mit einer Einwohnerzahl von 1000 bis 2000; aber auch die meisten übrigen sind sehr ansehnliche Dörfer. Außer diesen namentlich aufgeführten gibt es noch eine größere Zahl von unbedeutenden deutschen Niederlassungen; sie finden sich, oft ohne offiziellen Namen, über ganz Ziskaukasien zerstreut, meist in der Nähe der Bahnlinien. Die größeren Gemeinden haben recht ansehnlichen Grundbesitz, bis zu 5500 ha und darüber, und zwar entweder zu Eigentum (so Emmaus, Gnadenburg,

Martinsfeld, Friedrichsfeld, Bethel, Eigenheim) oder als Kronskolonien (so Michaelsdorf, Johannisdorf, Kronental, Wohldemfurt, Alexandersfeld) oder als Pachtkolonien. Meist wird Getreide gebaut, es wird aber auch Gemüse- und Weinbau, sowie Viehzucht getrieben.

Die ziskaukasischen Kolonien sind zumeist in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Übersiedlern aus Bebarabien, Cherson und aus den Wolgaregenden gegründet worden, um der Übervölkerung der Mutterkolonien abzuweichen. Die älteste Ansiedlung ist jedoch schon 110 Jahre alt; es ist Karras bei Pjätigorsk, das 1803 von schottischen Missionaren gegründet wurde. Dagegen ist Gnadenburg eine der jüngsten Kolonien, angelegt 1879 von württembergischen und bayrischen Auswanderern, die ihr Vaterland aus religiösen Beweggründen verlassen hatten und in Ziskaukasien das tausendjährige Reich erwarten wollten, ähnlich wie ihre Landsleute, die 1817/18 nach Transkaukasien ausgewandert waren. Die Auswanderer waren Anhänger des Pfarrers Clöter von Illenschwang, der die Auswanderung und die Neubesiedelung sehr gewissenhaft organisierte. Die Gnadenburger halten auch jetzt noch an den von Clöter aufgestellten religiösen und kirchlichen Ordnungen fest. Auch sonst kommen in den nordkaukasischen Kolonien verschiedene Sekten vor, wie Mennoniten (in Wohldemfurt, Alexandersfeld u. a.), Baptisten und Sabbatianer (in Friedrichsfeld, Kronental, Karlsruhe, Eigenheim); Jerusalemsfreunde (Alexandersfeld, Tempelhof, Romanowka, Olginka). Die meisten Kolonien aber sind evangelisch und werden von den Pastoren in Wladikawkas, Pjätigorsk, Jekaterinodar, Noworossisk, Taganrog kirchlich bedient. Katholiken gibt es in Alexandersfeld, Friedrichsfeld, Semenowka, Nowo-Nikolajewka, Roschdestwenskoje; sie werden von Wladikawkas, Pjätigorsk, Jekaterinodar aus kirchlich versorgt.

Über das Schicksal all dieser Kolonien seit Kriegsbeginn ist mir nichts zu Ohren gekommen. Ob die zwangsweise Liquidation, wie sie von der russischen Regierung bei den in Südrußland ansässigen Kolonisten angeordnet wurde, auch im Kaukasus zur Anwendung kam oder noch kommen wird, ist mir unbekannt. Bezeichnend ist, daß selbst der Kadettenführer Miljukow sich veranlaßt sah, in seiner Dumarede vom 22./5. Dezember 1916 die Liquidation des deutschen Grundbesitzes als eine „Vergewaltigung“, als ein „abstoßendes und furchtbares Verbrechen“ zu brandmarken. Ob es denn kein Verbrechen sei, Leuten das Eigentum wegzunehmen, deren Loyalität selbst in der Duma schon wiederholt anerkannt worden sei, die sich nicht mit Politik befaßt, länger als hundert Jahre in Rußland gewohnt und nur ihre Sprache, ihren Glauben und ihre Gebräuche bewahrt hätten?

Der Kolonist hängt zäh und mit großer Liebe an seinem Grund und Boden. Sollte er sich aber darauf nicht halten können, sondern von Haus und Hof vertrieben werden, so ist zu wünschen und zu hoffen, daß unsere Regierung Mittel und Wege findet, daß diese wertvollen deutschen Volkselemente unserem Volksganzen nicht verloren gehen, sondern erhalten bleiben, damit sie, auf neuem Boden angesiedelt, für alle Zeiten zu unser aller Wohl einer gesicherten Zukunft entgegengehen können. (m)

## Das vergessene Deutschtum in Rumänien.

Nach neuesten Quellenforschungen von Dr. phil. et ing. Eugen Meller, Wien.

„Rumänen sind Romanen! Und darum gehören sie zu uns!“ Diesen Ausruf hat man in den letzten Monaten immer wieder in französischen und italienischen

Zeitungen lesen können. Aber wenn man der Geschichte ernsthafter nachgeht, muß man bald zu dem Ergebnis kommen, daß die ältesten nomadisierenden Bewohner

der Gebiete zwischen Adriatischem, Schwarzem und Mittelmeere nicht Romanen, sondern Thraker waren. Von diesen Menschen arischen Stammes, die einst in großen Scharen von der Ostsee herab durch ganz Europa gezogen waren, nur dem Kriege und der Jagd ergeben, den Leib mit wilden Tätowierungen versehen, das blonde Haupthaar meist stahlblau gefärbt, stammt die eigentliche Urbevölkerung des heutigen Rumäniens ab, Dazier oder Daker genannt. Das war vor etwa 2200 Jahren, als hier der sagenhafte König Rubobasses den Ansturm der von der oberen Weichsel vorstoßenden Bassarner auffing; und noch von einem anderen mächtigen König ist die Kunde auf uns gekommen: Burbista oder Boirebista, der die Grenzen des Reiches bis zum Dnjepr im Osten, bis zur Donau im Westen erweiterte. Die Kraft des Volkes, die er nach außen hin bewies, überließ er zur inneren Ausgestaltung seines Staates dem Priester Dekainess. Aber diesem ruhmreichen Jahrhundert folgte ein anderes, das die geeinten Stämme in vier und bald darauf in fünf Teile zerfallen ließ. Gebändigte Macht ward wieder frei, fiel in Mösien ein, brandschatzte Mazedonien, so daß Augustus und die ihm nachfolgenden römischen Kaiser gar oft gezwungen waren, die Schärfe des Schwertes gegen die Eindringlinge anzuwenden. Siege wechselten mit Niederlagen. Der Kaiser Domitian hat in vielen Jahren hier die mannigfaltigsten kriegerischen Schicksale erfahren, die damit ein wenig ruhmreiches Ende fanden, daß er den Frieden vom König Decebalus erkaufte, der eben die Völker wieder geeint hatte: Illyrier, Dazier und Mazedonier. Erst dem Kaiser Trajan war es vorbehalten, diese Schmach zu tilgen. Seine dakischen Feldzüge (101—106), aus denen eine neue römische Provinz hervorging, sind heute noch auf der Trajanssäule in Rom verherrlicht. Den Kriegsjahren folgten solche einer tüchtigen Kolonisation. Römische Veteranen wurden in den neu unterworfenen Ländern angesiedelt und verschmolzen sich mit den Einwohnern zu Thrakoromanen. Nach Ranke wurden diese Kolonisten geschichtlich deshalb von großer Bedeutung, „weil sie den halbnomadischen Bewegungen in den Regionen jenseits der Donau eine feste Grenze entgegensetzten . . .“

Außer den Veteranen aber kamen hauptsächlich auch Angehörige der verschiedenen außeritalienischen römischen Provinzen ins Land. Decebalus nahm sich aus Verzweiflung das Leben, er, der 102 das Gebiet vom Eisernen Tor bis zum Altfluß an die Römer bereits abgetreten und drei Jahre später sein Wort gebrochen hatte, um wieder seiner selbständigen Politik Bedeutung und Macht zu verschaffen. Aus Dalmatien kamen als Kolonisten Pirusten, aus Palmyra und Syrien Asiaten. Hadrian setzte das Werk fort und teilte Dazien in zwei Verwaltungsgebiete: Siebenbürgen mit der Hauptstadt Sarmizegelsa, und die kleine Walachei. Mark Aurel wiederum wandelte das alles in drei Bezirke um, deren Hauptstädte Porolissum im Norden, Apulum in der Mitte, Malusse im Süden waren. Da kam das Jahr 271, das für Rom das Ende der Herrschaft bedeutete. Das ganze linke Donauufer fiel der einbrechenden Gewalt der Goten anheim. Zum zweiten Mal wurden die Länder germanisiert. Der Kaiser Aurelian verpflanzte die römischen und halbromanischen Kolonisten nach Mösien, von Orsova aus nach Osten bis zum Isker; und, um wenigstens den Namen zu retten, nannte er das Uferland rechts der Donau „Dacia ripensis“. Neue Ströme von Völkermassen ergossen sich über die ehemalige römische Provinz: Hunnen, Gepiden, Avarn, Slawen, Bulgaren, Magyaren, Petschenegen, Kumanen und Goten. Slawische und finnische Elemente schufen aus den Dakorömern den Anfang eines neuen Volkes,

das sich hinfort das „rumänische“ nannte. Der rumänische Stamm, der erst im 11. und 12. Jahrhundert als rumänisches Volk auftrat, hat eigentlich seine Wiege in Siebenbürgen. Hier erhielt sich die alte dakorömische Bevölkerung verhältnismäßig rein; in den Ebenen Bebarabiens, der Dobrudscha, der Moldau und der Walachei verlor sie ihren Charakter unter der Herrschaft von Goten und Hunnen, Ukrainern und Tataren. Erst als im Osten die ukrainischen Fürstentümer die Flut der asiatisch-mongolischen Steppenvölker eindämmten, die Magyaren ihr Reich schufen und die Slawen südlich der Donau Staaten begründeten, regten sich auch die siebenbürgischen Bergwalachen. Erst im 14. Jahrhundert machten sie sich im frei gewordenen Flachland von den Ungarn los, die kleine Walachei und ein Fürstentum in der Moldau entstanden. Die Walachei und die Bukowina kamen an Österreich, Rußland gewann 1812 im Frieden zu Bukarest Bebarabien. Die nationale Wiederbelebung durch den Griechenaufstand bahnte der Erfüllung der Zukunftshoffnungen schrittweise den Weg, bis endlich 1859 das geeinte Rumänien erstand. Johann I. mußte 1866 abdanken, Prinz Karl von Hohenzollern erklärte 1877 die Unabhängigkeit seines Landes von der Türkei und ließ sich vier Jahre später zum ersten König von Rumänien wählen.

In der wissenschaftlichen Welt ist die Frage nach Herkunft und Abstammung der Rumänen bis heute noch nicht entschieden. Anfangs der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts brachte ein Student Konstantin Hadgi Tzehani aus Meschopolis in Mazedonien ein Büchlein des Protopops Theodor Kavalliotis über die walachischen und albanischen Sprachen nach Halle, das er dem dortigen Philosophieprofessor Johann Thunmann schenkte. Dieser wurde dadurch zu einer eigenen wissenschaftlichen Arbeit angeregt, die 1774 unter dem Titel: „Über die Geschichte und Sprache der Albaner und Walachen“ im Druck erschien. Darin stellte er die Theorie auf, daß sich die alten Thrazier diesseits der Donau trotz der Verheerungen der Völkerwanderung erhalten hätten. Sie seien dann mit der lateinischen Sprache römischer Kolonisten vertraut geworden, hätten sie aber auf eigene Weise entwickelt, so daß schon Ende des 6. Jahrhunderts die Spuren einer besonderen walachischen Sprache zu finden seien. Thunmann behauptete also, daß die heutigen Rumänen im großen und ganzen die Epigonen jener Thrazier seien, die unter dem Namen „Geten“ oder „Dacier“ eine so große Rolle in der alten Geschichte gespielt hätten.

Ihm stellte sich bald der Wiener Forscher Sulzer in einer Geschichte des transalpinischen Daziens, die 1781 in Wien erschien, entgegen. Er kam auf Grund einer rechtsgeschichtlichen und sprachlichen Forschung zu dem Schluß, daß die walachische Nation anderswo entstanden sein müsse, da es doch feststehe, daß die eigentlichen Walachen mit den Kuzowalachen in Mazedonien fast dieselbe Sprache gemein hätten. Es ist also wahrscheinlich, daß sich die Walachen während der Völkerwanderung erhalten hätten, ohne von den Völkern, die über ihr Gebiet stürmten, nur ein einziges Wort im Sprachschatz anzunehmen. Sulzer behauptete, die Walachen seien einst auf römischem Boden angesiedelt gewesen, dort sei auch ihre Sprache entstanden und erst später, gegen das 11. Jahrhundert, in das Gebiet des heutigen Rumänien getragen worden. — Diese Wanderungstheorie fand bald Anklang. Sie wurde 1794 von dem Wiener Gelehrten J. Ch. Engel weiter ausgebaut. Er meinte, daß die aus Geten und römischen Pflanzbürgern bestehende Bevölkerung Daziens während der Völkerwanderung von Aurelian über die Donau in das heutige Bulgarien zurückgenommen worden sei. Hier hätten



sie sich mit der ansässigen slawischen Bevölkerung weiter vermischt und seien im Jahre 811 wieder über die Donau zurückgekehrt.

Diese Hypothese wurde namentlich besonders von rumänischen Gelehrten lebhaft bekämpft. Erst Miklosich suchte sie wieder zu Ehren zu bringen. Seiner Ansicht nach stammen die Rumänen von jenen Ladinern ab, die Trajan zu Anfang des 2. Jahrhunderts in Dacien ansiedelte, Aurelian jedoch wieder nach Mösien zurückführte. Hier seien dann noch slawische Elemente hinzugekommen, und erst nach der Völkerwanderung sei dieses inzwischen verschmolzene Gemisch wieder in die alten Sitze zurückgeflutet.

Im Jahre 1871 rückte Robert Rösler mit einer neuen Theorie auf. Nach ihm ist die rumänische Sprache als Idiom in Thessalien, Mazedonien, Mösien und im inneren Illyricum entstanden, die während der Römerherrschaft vollständig romanisiert worden seien. Durch Vermischung mit bulgarischen Slawen seien slawische Elemente in die Sprache gekommen. Den walachischen Staat läßt auch er durch eine gemeinsame Auswanderung entstehen. Julius Jung trat dieser Ansicht energisch entgegen. Er nimmt es als erwiesen an, daß die römischen Kolonisten von Aurelian aus Dacien zurückgezogen worden seien. Es seien aber nur diese gewesen. Die Masse des dacischen Volkes jedoch sei auf der Scholle sitzen geblieben und hätte von seinem früheren Herrn nur den tatarisch-romanischen Dialekt bewahrt. Die Frage ist heute noch nicht ganz geklärt. Professor Biedermann, Paul Hunfalvy, Professor Schwicker und der Verfasser dieses Aufsatzes sind teilweise mit neuen Gedankenorgetreten, die aber immer noch umstritten werden. Die von unseren Feinden aus guten Gründen vertretene Ansicht, es handle sich in Rumänien um ein Volk romanischer oder „lateinischer“ Rasse, ist grundfalsch, trotz der romanischen Sprache, die im Land gesprochen wird. Wohl sind hier teilweise Nachkommen altrömischer Kolonisten ansässig, im großen Ganzen aber haben wir es mit einem Mischvolk aus altslawischen und germanischen Elementen zu tun. Ursprünglich weideten sie in den Karpathenhöhen ihre Schafe, und als sie dann im Laufe der Zeit mehr und mehr zu Tal stiegen, wurden sie aus einem Volk der Hirten zu Ackerbauern. Der Charakter des rauhen, halbwilden Bergvolkes, das gar wenig von der Kultur beleckt ist, bildet den Grundzug des ursprünglichen rumänischen Wesens. Nirgends gibt es solche Gegensätze in den Charakteren, wie dortselbst. Und verhältnismäßig selten findet man bei den Rumänen das, was die Deutschen mit Beziehung einen „Charakter“ nennen. König Karol sagte einmal: „... Es sind weit mehr als die Talente die Charaktere, welche über das Schicksal der Völker entscheiden, und nur die sittliche Kraft vermag sie vor Niederlagen und Vernichtung zu bewahren...“ König Karol spielte hierbei auf die heterogene Eigenart der Rumänen an. Glänzende Talente findet man häufig. Aber wirkliche Charaktere, wie der alte ehrliche Carp oder Titus Majorescu und deren Freund, der feingebildete Marghiloman sind wie Edelsteine im Wüstenland zerstreut. Niedrige Leidenschaften, Bestechlichkeit, Unmoralität bis in die besten Kreise hinein, und da vielleicht am häufigsten, sind öfter anzutreffen, als demjenigen lieb ist, der mit den Rumänen Verkehr sucht. Bezeichnend für die im ganzen Lande herrschende Korruption ist auch die Art, in der der jedesmal mit der größten Leidenschaft geführte Wahlkampf sich vollzieht. In blindwütiger, die nationalen Interessen nur zu oft schädigender, hundertjährige Errungenschaften niederreißender Hetze bekämpfen sich die Parteien. Dabei sind die Parteigrundsätze nicht etwa sehr groß

und überbrückbar. In der Hauptsache handelt es sich um die einzelnen Führer, in deren Gefolgschaft man persönlichen Vorteil erhofft. Sobald eine Partei zur Macht gelangt ist, wird das ganze staatliche und kommunale Personal, bis herab zum letzten Nachtwächter, gewechselt. Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen pflegen die Rumänen ihre Güter auch nicht selbst zu verwalten. Das macht ihnen zu viel Mühe. Sie verpachten sie lieber, und die von den meist jüdischen Pächtern gezahlten Summen verprassen sie in Paris oder in Monte Carlo. Oder sie haben eigene Verwalter und verpfänden ihre Ernte bereits, wenn die Halme eben erst aus der Erde sprießen. Denn im Gegensatz zu den Bulgaren sind die Rumänen wenig arbeitsam, noch sparsam. Das bulgarische Volk besitzt auch darin einen Vorzug vor den Rumänen, daß es in Bulgarien nur wenige große Güter gibt und der Bauer fest auf eigener Scholle sitzt, während der rumänische Bauer zumeist von dem Großgrundbesitzer abhängig ist. Diese Abhängigkeit von den Großbojaren und die von ihnen ausgehende tiefe Unterdrückung der Bauern war auch die Veranlassung zu dem großen Bauernaufstand 1907, der erst unterdrückt werden konnte, als die ganze Armee mobil gemacht worden und viel Blut geflossen war. Hierbei enthüllte sich die ganze tatarische Grausamkeit des niederen rumänischen Volkes. Sinnlos zerschlugen und plünderten die Bauern alles, was unter ihre Hände kam, mordeten und sengten überall. Menschen und Vieh wurden in der entsetzlichsten Weise zu Tode gemartert, ähnlich wie jetzt im Kriege in der Dobrudscha und in Siebenbürgen. . . .

Die leichte Veranlagung des Durchschnittsumänen macht es verständlich, daß ihm das Leben und Treiben an der Seine mehr anzieht, als das ernsterem Streben zugewendete Leben in Deutschland. Deshalb sucht er auch mit Vorliebe die französischen Bildungsstätten auf und verpflanzt das auf den Pariser Boulevards Gesehene und Gehörte in möglichst getreuer Nachahmung nach Rumänien. Während der Bauer und der Hirt noch die einfache, anmutende altrömische Tracht mit den charakteristischen „Opincen“ — den Schuhen aus ungegerbtem Sohlenleder, die durch eine Bandage am Fuß festgehalten werden — trägt, gibt sich der Großbojar äußerlich besonders gern als Franzose aus. Aber was er aus Paris mitbringt, ist meist nur äußerer Schliff, unter dem nicht selten eine tiefe Unkultur oder auch eine Gallomanie, Affinität und Ausländereisucht verborgen ist, die besonders in späteren Jahren durchschlägt. Er ist Hazardspieler und Trinker, und gar zu langsam kommt er dazu, sein Land auch innerlich zu europäisieren. Wo die niedere Bevölkerung von diesen Kreisen durch lange Zeit bedrückt wurde, ist sie mißtrauisch und indolent geworden, die Dörfer sind verschmutzt, und Volksbildung wie allgemeine Rechtspflege liegen im argen. In Rumänien selbst gilt der Rumäne als vollwertig, wenn er einige Jahre in Frankreich zugebracht hat, und die französische Sprache wird in den vornehmeren Familien denn auch weit mehr gepflegt als die rumänische, in welcher man nur mit den Dienstboten verkehrt. Dagegen wird, wer in Deutschland seine Studien abgelegt hat, immer etwas über die Schulter angesehen, auch dann, wenn er, wie es übrigens ganz selbstverständlich ist, französisch „wie ein Pariser“ spricht. Trotz alledem bleibt dem Pariser-Rumänen die Quintessenz französischer Geisteskultur fast ganz verschlossen. Selten hört man in rumänischen Gesellschaftskreisen ein tadelloses Französisch, seltener wird nur ein halbwegs korrektes Französisch geschrieben. Sogar der Bukarester Vertrag wimmelte von grammatischen Entgleisungen. Eine nationale Literatur, die einen echten Kulturstaat zur Blütezeit führt, besitzt

Rumänien nicht. Immer stellte sich der Entfaltung das kritiklose Mimikry gallischen Wesens entgegen. Nur die Volksdichtung birgt noch ungetrübte und ungehobene Schätze, in denen sich seltsame Verquickungen vor orientalischen und rumänischen Überlieferungen vorfinden. Blicken wir in die rumänischen Volksmärchen und Volkssagen, so tritt uns in charakteristischen Typen die uralte Sehnsucht aller Menschen entgegen, frei zu werden vom Druck des Alltags, mächtig des Schicksals, kundig der Rätsel des Daseins, überlegen dem Tode. Der Zwang von Raum und Zeit wird ebenso lästig empfunden, wie die Arbeitsfron. Mittel zur Erlösung sind die Zauberkräfte der übersinnlichen Welt, welche die Teufel binden, Hexen blenden, übermenschliches Wissen und Können verleihen, die Guten belohnen, die Bösen strafen. Der Romani ist abergläubisch bis zur Irreligiosität und darum stellt er kein kulturelles Element dar.

Fühlbar kulturfördernd seit altersher war das Deutschtum in Rumänien. Wie in Rußland, Polen und Ungarn, so läßt auch in Rumänien die Geschichte der Deutschen sich bis ins graue Mittelalter zurück verfolgen, und seit vielen Jahrhunderten war das Germanentum in nicht unterschätzender Weise auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete rastlos tätig. Es dürfte vielleicht nur einigen Geschichtskundigen bekannt sein, daß Rumänien seine Kolonisierung zur Hauptsache deutschen Ansiedlern verdankt. Der rumänische Chronist Miron Chostin behauptet sogar nichts Geringeres, als daß alle Städte Rumäniens von Deutschen begründet worden seien. Dies mag übertrieben sein. Wenigstens läßt sich die Behauptung heute nur noch für einige Orte geschichtlich einwandfrei nachweisen. Zweifelsohne aber ist Rumänien in einzelnen seiner wichtigsten Landesteile alter deutscher Kolonialboden. Die deutschen Forscher Professor R. Kaindl, Teutschlaender, Auner und namentlich Dr. E. Fischer, sowie die Rumänen Jorga und Hurmuzaki, zu denen auch der Bukarester Stadtpfarrer Honigberger zu zählen ist, haben in ausführlichen Quellenstudien das große, wertvolle und für uns sehr interessante Material zusammengetragen.

Die Kolonisierung Rumäniens hängt mit derjenigen Siebenbürgens und der Bukowina auf das engste zusammen. Das Grenzland Bukowina, das zum Drittel von Rumänen von altersher bewohnt wird, ist ein Geschenk der Pforte an Österreich. Das Übereinkommen von Konstantinopel vom 7. Mai 1775 sagt ausdrücklich, daß Sultan Issad Mehmed die Bukowina, das Buchenland, freiwillig abgetreten habe, „... um eine Probe der Freundschaft, der Zuneigung und der guten Nachbarschaft zu geben...“. Damit beginnt die neuere Geschichte dieses Landes. Die frühere, die vielfache Lücken und dunkle Stellen aufweist, ist ein kaum lösbares Gewirr kleinvölkischer Streitigkeiten, ein unerquickliches Tasten und Aufstreben und Zusammen-sinken. Zur Römerzeit zur Provinz Dacien gehörend, wurde das Land zwischen dem Pruth und den Karpathen während der Völkerwanderung von Hunnen und Avaren, die die eingeborenen Westgoten vertrieben, besetzt und blieb lange Zeit der Tummelplatz mongolisch-finnischer Nomaden. Völkerschaft über Völkerschaft brauste dieses Durchgangsländchen durch, bald von Norden nach Süden, bald von Osten nach Westen, meist abgesprengte Teile überall zurücklassend. Nach Daciern kamen Gepiden, die von den nomadisierenden slawischen Horden weggefegt wurden. Im 12. und 13. Jahrhundert besiedelten Rumänen, Ukrainer und Magyaren das hintere Karpathenland und brachten die erste spärliche Kultur. Sie wurde wiederum zerstampft von Mongolen und Tataren. Auf den Trümmern ent-

stand ein moldauisches Fürstentum mit der Hauptstadt Suczawa. Dieser um die Mitte des 14. Jahrhunderts gegründete Staat, dessen politischer Mittelpunkt die Bukowina bildete, stand unter der Schutzherrschaft des Polenkönigs, dem damals auch das Königsreich Galizien untertan war. Im 16. Jahrhundert gewannen die Türken, die inzwischen ganz Ungarn erobert hatten, auch die Oberhand über das Buchenland. Die Moldauer „Hospodaren“ und walachische „Bojaren“ verblieben zwar im Besitz ihrer bisherigen Rechte, mußten aber dem Sultan Tribut zahlen und türkische Garnisonen in Czernowitz, Suczawa und anderen größeren Orten des Landes dulden. Im russisch-türkischen Kriege von 1769 eroberten die Russen die ganze Bukowina, räumten sie aber nach Abschluß des Friedens wieder. 1774 besetzten österreichische Truppen das schwer heimgesuchte Land, das die Pforte ein Jahr später an Maria Theresia abtrat. Mit den Österreichern kam schließlich Ruhe ins Land und stete Entwicklung. Die spärliche Kultur der hier ansässigen Rumänen wurde von den deutschen Kolonisten, die schon vom 13. Jahrhundert an gelegentlich in dem Waldgebiet anzutreffen sind, fühlbar gefördert. Oberösterreich, Deutschböhmen und Zips wurden systematisch herbeigezogen, und Joseph II. versprach ihnen für ihr Kulturwerk in dieser Halbwildnis freies Land, Militär- und Steuerfreiheit. Schwaben und Pfälzer waren die ersten Kolonisten, Bayern, Sachsen, Franken, Rheinländer, Szekler und Hesser folgten langsam nach. Die riesigen Buchenwälder wurden gerodet. Deutsche Kolonien und Siedlungen entstanden. Noch heute sehen Eisenau, Freudental, Augustendorf, Mikotau usw. wie echte schwäbische Dörfer aus. Die huzulisch-rumänischen Dörfer haben ihre spezifische alte Bauweise bewahrt. Sie sind meist roh gezimmert, nur hier und da mit plumpem, byzantinisch anmutendem Schnitzwerk verziert.

Mit den Deutschen kam erst Wohlstand und steter Fortschritt ins Land. Die eingeborenen Slawen (Ruthenen) und Rumänen betreiben heute noch meist die alte unrentable „Dreifelderwirtschaft“. Die Deutschen dagegen brachten den Fruchtwechsel, den Dünger, landwirtschaftliche Maschinen, bessere Vieh-, Obst- und Gemüsesorten. Die Buchenwälder wurden durch sächsische Siebenbürgen auf den Süden zurückgedrängt, Dörfer wurden nach deutschem Stil und Geschmack angelegt, Kirchen in gotischer Bauart gegründet, Schulen errichtet und die erste wahre Kultur in schwerer Arbeit vollbracht. Denn auch in künstlerischer Hinsicht war die Bukowina ein Übergangsbereich. Hier stießen seit altersher der byzantinisch-orthodoxe und der abendländische Baustil aufeinander und hatten sich zu einem eigenartigen Gemisch verschmolzen. Die Kirchen z. B. sind heute noch, wo nur die Rumänen hausen, zumeist überkuppelt und mit orientalischen Arabesken bunt bemalt. Andererseits ziehen sie aber — in deutschen Gegenden — auch westeuropäische Bauformen heran. Denn überall, wo deutsche Gauen entstanden, begann auch das germanische Kulturwerk reiche Früchte zu tragen. Namentlich seitdem auch das „Burzenland“, der südliche Winkel Siebenbürgens, im Jahre 1211 dem Deutschen Orden als Kolonialgebiet überwiesen worden war, setzte eine stärkere kolonialisatorische Tätigkeit in ganz Siebenbürgen und Rumänien ein. Die deutschen Ritter erkannten, daß sie ihren Besitz nur dann sicher behaupten könnten, wenn sie auch „jenseits der Schneeberge“, im Gebiet der heidnischen Kumanen, festen Fuß faßten. Nachdem sie im Jahre 1224 die raubgierigen Kumanen entscheidend geschlagen hatten, sandten sie große Scharen schlesischer, sächsischer und deutsch-magyarischer An-

siedler hinüber und legten zu ihrem Schutze feste Steinburgen an. König Andreas II. von Ungarn erkannte auch die Wichtigkeit dieser Maßnahme. Deshalb schenkte er ihnen das benachbarte Land bis an die Donau und „bis zu der Grenze der Brodniker“, d. h. der slawisch-rumänischen Bevölkerung, die zwischen Sereth und Pruth saß. Auch erhielten die deutschen Ritter das Recht des freien Durchzugs durch das Szeklerland. Herrliche Kulturdenkmäler sind Zeugen jener beglückenden kolonisationsarbeit deutscher Ansiedler in Siebenbürgen. Noch heute zeugen massive Überreste von den Stürmen, die durch Jahrhunderte Hermannstadt, dieses an Schätzen und ehrwürdigen Überlieferungen reiche Bollwerk, umbrauten. Von den bereits im 14. Jahrhundert aufgeführten Ringmauern stehen jetzt sogar drei schön gebaute Türme, die sog. „Hartenecktürme“. Unter den bedeutendsten öffentlichen Sammlungen sind vor allem das im Rathaus aufbewahrte „Archiv der sächsischen Nation“, die städtische Rüstkammer, die Museen des siebenbürgisch-deutschen Vereines für Naturwissenschaften und des Karpathenvereines zu nennen. Den Mittelpunkt des Kulturbesitzes von Hermannstadt aber bildet der Palast des Freiherrn Samuel von Bruckenthal, des einer sächsischen Familie entsprossenen Statthalters von Siebenbürgen unter Maria Theresia und Joseph II. Der Freiherr widmete sein langes Leben der Bergung der siebenbürgischen Volkskunde und Zusammenstellung deutscher Kulturwerte. Ihm verdankt das siebenbürgische Deutschtum eine berühmte Kupferstich- und Mineraliensammlung, sowie ein Antikenkabinett, dessen einzelne Bestandteile mit wenigen Ausnahmen in Siebenbürgen gefunden wurden. Den größten Kunstbesitz von Hermannstadt stellt die ebenfalls von Bruckenthal angelegte Gemäldegalerie dar, unter deren 1200 Nummern sich wertvolle Erzeugnisse altdeutscher, niederländischer und italienischer Malerei befinden. Zum Gemeingut der ganzen Bevölkerung wurden die alten Urkunden und archäologische Funde aus der ersten Ansiedlungszeit der Deutschen in diesem östlichen Gebirgsland. Nicht minder interessant sind die Schätze Kronstadts. Diese älteste Siedlung fesselt in erster Reihe durch den architektonischen Reiz einiger Bauten, so der Basteien, des berühmten Rathauses und der ehrwürdigen „Schwarzen Kirche“. Wertvolle Schriftstücke enthält die Bibliothek des Honterus-Gymnasiums, das städtische Archiv; ganz einzig ist die Sammlung von Epitaphien in der „Schwarzen Kirche“. Den sächsischen Sammlungen reiht sich würdig das Szekler-Museum von Sepsiszentgyörgy an, das 1875 von der Witwe Johann Cserrey gegründet, seit einigen Jahren in einem neuen, im Szekler Volksstil gehaltenen, überaus anziehenden Bau untergebracht ist und aus Bibliothek, Bildergalerie, ethnographischen und anderen folkloristischen Sammlungen von hohem Werte besteht.

In den dortigen Urkunden und halbvergessenen, vergilbten Wiegendruckten findet man interessante Einzelheiten über die ersten Niederlassungen der Deutschen in Siebenbürgen und besonders in Rumänien. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts, als bereits der Süden Siebenbürgens von Sachsen, Bayern, Schlesiern, Deutsch-Böhmen usw. besiedelt worden war, wanderten die ältesten deutschen Auswanderer in die benachbarte Walachei ein. Die größte der damaligen, von Sachsen und Siebenbürgern bewohnten Ansiedlungen war Kimpolung, wo durch Jahrhunderte Deutsche fast aller Stämme hausten. An die segnende Tätigkeit des deutschen Ritterordens erinnern heute noch einige örtliche Überlieferungen in Rumänien und in „Campulung“ (Kimpolung), wo eine Grabinschrift aus dem Jahre 1300 gefunden wurde, die dem „Comes Laurentius

de Compolongo“, d. h. dem deutschen Grafen des Ortes errichtet worden war. Ferner befand sich hier ein von Rittern gegründetes Kloster, dessen herrlichen Überreste noch jetzt beim Volke „Cloaster“ heißen. In der Moldau, jenem nördlichen Teil Rumäniens, zu dem damals auch die heutige österreichische Bukowina gehörte, lassen sich seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in zahlreichen Ortschaften Deutsche nachweisen. In Neamtu in der Moldau wurden in der Jüngstzeit alte deutsche Steinmetzabzeichen gefunden. Die Burg des einst so ganz deutschen Ortes, die heute nur noch in spärlichen Trümmern vorhanden ist, war von den kolonisationstüchtigen Rittern angelegt worden. Es war das „castrum munitissimum“ von dem die alten Urkunden und Inkunabeln des Ordens reden. Auch sprachliche Überreste halten die Erinnerung an die Deutschen fest. „Neamtu“ heißt der — Deutsche! . . . Für einzelne anderer Orte waren deutsche Namen üblich, so kam z. B. für „Roman“ die Bezeichnung „Romesmarkt“ und für „Jassy“ — „Josmarkt“ oder „Jassmarcke“ vor. Auch die Orts- und Flußnamen dieser Gegenden, wie „Szazsa“, „Sasesci“, „Sasisora“, „Sasoul“, deuten darauf hin, daß hier eine sächsische Kolonie bestanden hat. „Campulung“ hat früher übrigens „Langenowe“ geheißen, „Craciuna“ hieß — Kreuzburg. Seit dem 15. Jahrhundert wurden jedoch für viele deutsche Niederlassungen im heutigen Rumänien die Verhältnisse ungünstig. Hieran waren die zahlreichen Kriege der Donaufürstentümer und auch die Einfälle moskowitischer Horden schuld. Das aus dem 15. Jahrhundert stammende Siegel von Baja legt, nach Jorga, Zeugnis davon ab, daß sich dort seit dem Jahre 1100—1200 Deutsche befanden. Unter Bela, dem Sohne des Andreas, kamen deutsche Dominikaner nach Kumanien, die das Volk zum Christentum bekehrten. Der Deutsche Theoderich wurde 1227 vom Papst zum ersten Bischof des Gebietes ernannt. Er residierte in Milcow. Im Jahre 1238 brauste dann der erste verderbenbringende Mongolensturm über das Land und fegte auch die ersten deutschen Ansiedler weg. Aber sie kamen wieder und mit ihnen der Johanniterorden. Bela IV. verlieh ihnen 1247 das Gebiet von Severin. In der Walachei spielte das junge Deutschtum immerhin nicht die bedeutsame Rolle, wie in der Moldau, die um die Mitte des 14. Jahrhunderts ein eigenes Fürstentum wurde. 1343 unternahm König Ludwig der Große einen Feldzug gegen die Tataren in der Moldau. Ihm schlossen sich beträchtliche Scharen von Sachsen und Szeklern an, die später in der Moldau zurückblieben und unter ihrem Führer Dragos ein eigenes Fürstentum bildeten. Die sächsische Stadt „Molde“, das heutige „Baja“, war die Hauptstadt. Die Sachsen bevorzugten hauptsächlich die nördlichen Teile der Moldau, die Szekler die mittleren und südlichen. Jene gründeten eine Reihe von Städten, deren alte Namen erhalten sind. Suczawa leitet seinen Namen von sächsischen Kürschnern (Szöcs) her. „Buceu“ hieß „Bozamarkt“ oder „Bussenmarkt“, „Katuar“ soll nach einem Sachsen Gutner genannt worden sein. Im Jahre 1420 wanderten wiederum große Scharen von Sachsen und Szeklern nach Rumänien aus. Sie erhielten Handels- und Steuerfreiheit; auch waren ihnen fast alle Gewerbe gesichert. Aber der Mangel einer straffen Organisation brachte es mit sich, daß dieses deutsche Volkstum mit der Zeit verdorrte. Zur Zeit der Türkenherrschaft ging es dann fast ganz unter. Nur ihre kulturellen Leistungen blieben. . . .

Erst im 18. Jahrhundert, als die Lage sich beruhigt hatte, wurden von einzelnen Fürsten neue deutsche Ansiedler aus Deutsch-Böhmen, Deutsch-Ungarn, Oberösterreich, Schlesien und Sachsen, auch aus Bayern,

Schwaben und Rheinland herbeigeht, woraus sich ersehen läßt, wie sehr man mit der deutschen Arbeit, teutonischer Kraft und germanischem Geist zufrieden gewesen war. Besonders begehrt waren die deutschen Handwerker aus Nürnberg, Kaufleute aus Leipzig und Fabrikanten aus Breslau. So entstanden mit der Zeit neue Niederlassungen, unter denen besonders Bukarest selbst genannt sei. In der Walachei wohnten Franken, Hessen und Thüringer u. a. in Craiovo, Turnu-Severin, Sachsen in Braila mit Jakobsontal usw., in der Moldau vornehmlich in Bakau, Jassy, Roman und Galatz. Durch den Aufschwung, der dem aus der Vereinigung der Walachei und Moldau entstandenen Rumänien unter Karl von Hohenzollern-Sigmaringen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zuteil wurde, fand die deutsche Einwanderung vielfach Förderung. Gleich ihren Brüdern in anderen Karpathenländern wirkten auch die deutschen Stämme im halbwilden Rumänien fühlbar kulturfördernd. Das deutsche Handwerk stand in solchem Ansehen, daß sogar Zünfte, Arbeitervereinigungen und gewerbliche Innungen nach niederdeutschem Muster gebildet wurden. Die Gewerbezunft in Suczawa z. B. wurde nach Leipziger Art eingerichtet. Auch die ersten Brauhäuser und die Einführung des Mühlenbaues sind auf zahlreiche Deutsche aus Oberösterreich, Deutsch-Böhmen, Sachsen und Rheinland zurückzuführen. Ebenso wurden Bergwerkbetriebe von westfälischen und oberschlesischen Ansiedlern unternommen. Daß auch gegenwärtig in Rumänien viele deutsche Handwerker tätig sind, kommt schon in den überaus zahlreichen, damit zusammenhängenden deutschen Lehnwörtern in Rumänien zum Ausdruck. Auch unter den Buchdruckern, Verlegern und Buchhändlern sind zahlreiche Deutsche aus Leipzig, Ulm, Dresden und Breslau zu finden. Neben den Handwerkern traten besonders die deutschen Kaufleute aus Cöln, Chemnitz, Wien usw. hervor, und heute auch spielen deutsches Geld und deutscher Unternehmungsgeist in Rumänien eine bedeutende Rolle. Hiervon legen zahlreiche Fabriken und Einrichtungen in der Holzgewinnung und in der Petroleumindustrie bestes Zeugnis ab. Auch die Einrichtungen städtischen Wesens beruhen in größeren rumänischen Orten auf deutscher Grundlage. Straßenpflasterung, Kanalisierung, die erste Rohwasserleitung und die Anfänge des Hotelwesens in Jassy, Konstanz, Bukarest u. a. stammen von Reichsdeutschen und Österreichern. In den letzten Jahrzehnten hat die deutsche Einwirkung, trotz des erstarkten französischen Einflusses, auch auf geistigen Gebieten allmählich wieder zugenommen. Eine Reihe der hervorragendsten rumänischen Gelehrten gingen ihren Studien an deutschen Universitäten nach. Im Jahre 1906 wurde an der Bukarester Universität ein Lehrstuhl für die deutsche Sprache errichtet. Diese Lehrkanzel und die deutsche Hochschule in Czernowitz hielten die feste, treue, deutsche Wacht im Osten. . .

Weniger ausgedehnt waren die Niederlassungen des deutschen Bauerntums, das sich fast ausschließlich auf die südlich der Donaumündung gelegene Dobrudscha beschränkte. Durchquert man die Dobrudscha, so könnte man, wenn man aus einem Dorf ins andere gelangt, beinahe glauben, man sei unvermittelt in ein ganz anderes Land verschlagen, denn die Dobrudscha ist von einem bunten Völkergemisch be-

siedelt: es finden sich Bulgaren, Türken und Rumänen, dann wieder trifft man Tatarendörfer und ab und zu stößt man auch auf eine deutsche Siedelung. Die rumänischen Dörfer machen gewöhnlich einen ziemlich bunten Eindruck: ärmliche, aus Lehm geformte Hütten stehen durcheinander und glänzen in verschiedenem Anstrich; bei den Tatarendörfern fällt natürlich der Mangel an Bäumen auf; der heidnische Glaube der Bewohner verbietet es nämlich, einen Baum dort anzupflanzen, wo er nach dem Willen der Gottheit offenbar nicht hingehört. Den besten Eindruck machen die deutschen Kolonien; sie sind sauber und ordentlich; die Dorfstraße ist gerade und wohlgehalten, von einer niedrigen Mauer eingefast; neben der Hauspforte steht gewöhnlich eine Bank, auf der die Bauern nach getaner Arbeit mit ihrer Tabakspfeife sitzen und der fernen Heimat in Liebe gedenken; hinter den blankgeputzten Fenstern sieht man schneeweisse Gardinen, und wenn man eines der schmucken Häuschen betritt, findet man sicher behäbige Möbel, der Wäscheschrank enthält viel Leinen; auch ein Bücherkasten mit alten, vergilbten Bänden der „Gartenlaube“ fehlt nicht. Man findet gute, große deutsche Betten, und die flachsblonde Hausfrau tritt einem mit einer großen, schneeweißen Schürze entgegen — kurz: die deutschen Ansiedler sind germanischer Sitte und teutonischer Art treu geblieben. Sie finden sich in der Dobrudscha seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Ungefähr 7000 Deutsche hausen dortselbst in Frieden und Wohlhabenheit. Die älteste deutsche Bauernkolonie in der Dobrudscha, „Atmagea“, entstand im Norden vor etwa 160 Jahren. 1853 folgte „Catalui“, 1866 erschienen deutsche Ansiedler aus der Lemberger und Stanislauer Gegend, seit den siebziger Jahren tauchten oberschlesische, bukowinische und siebenbürgische Einwanderer auch in der südlichen Dobrudscha auf. Die meisten dieser Kolonisten kamen nicht aus Deutschland selbst, sondern etwa die, die sich in Fachri ansiedelten, aus Bebarabien, Wolgagegend, Cherson, Kasan und Galizien, und in der deutschen Ansiedlung in Osmanfak finden sich sogar evangelische Deutsche aus Polen, Wollhynien, Jekaterinoslaw und Odessa neben katholischen, deren Herkunft ich nicht feststellen konnte. Auch Elsässer, Badener, Württemberger, Rheinländer und Schlesier, die ursprünglich nach Rußland ausgewandert waren, sind in den siebziger Jahren in die südliche Dobrudscha immigriert.

Der Wirbelsturm der Weltgeschichte, der gerade jetzt wieder im gigantischen Ringen der Völker so viele Stätten blühender Gegenwart in Stücke schmettert, so manches Kostbare weggeweht und aus stillen Behausungen der Bukowina und Rumäniens auch stellenweise deutsches Sprachgut verbannt, deutsche Sitten und Gebräuche romanisiert und deutschen Geist verdörret. Von vielen Ortschaften, die einst ganz germanisch anmuteten, weiß man die Stellen nicht mehr, wo sie gestanden, und nur hier und da erzählen uns noch traurige, epheumwachsene Trümmer ein wunderbares Märlein aus jenen schönen, sonnigen Tagen. Gerade die Überreste des einstigen starken Gemanentums und Überbleibsel teutonischer Kraft und Geistes, die heute noch verkümmert in weltverlorenen Sprachinseln emporragen, lieben wir um so inniger, je mehr von Jahr zu Jahr verfielen und verschwanden! . . . (m)

## Die Aufteilung der Türkei.

Von Paul Dehn, Berlin.

Das Eintreten der türkischen Regierung in den Krieg an die Seite der Mittelmächte war eine unabweisbare Notwendigkeit, denn es handelte sich um das

Dasein des Osmanischen Reiches, dessen Aufteilung die Vierverbandsmächte geplant hatten. Die Diplomaten des Vierverbandes betrachteten dieses Reich wie

einen Kuchen, der leicht in Stücke zu zerlegen wäre, und verhandelten über die Aufteilung, doch ohne alle Ansprüche befriedigen zu können.

In dem Geheimvertrag über die Dardanellen vom 22. Dezember 1914 zwischen Rußland, England und Frankreich wurde nach halbamtlichen Mitteilungen vereinbart:

1. England und Frankreich tun alles Mögliche, um die Dardanellen zu bezwingen, den Weg nach Konstantinopel zu öffnen und die türkische Hauptstadt zu nehmen.
2. Rußland wird die Briten und Franzosen, wo es möglich ist, vom Bosphorus aus hierbei unterstützen.
3. Konstantinopel und die Dardanellen werden in den Besitz von Rußland übergehen.
4. Dieser Vertrag ist vor Rumänien geheim zu halten, da seine Veröffentlichung Rumäniens Haltung ungünstig beeinflussen könnte.
5. Rußland verpflichtet sich, bis spätestens Ende März nach Berlin vorzurücken.

Da Rußland seine Verpflichtung, bis spätestens Ende März 1915 nach Berlin vorzurücken, nicht erfüllte, so zogen England und Frankreich ihre Heere von den Dardanellen zurück, nachdem sie dort 300 000 Mann verloren und außer kostbaren Schiffen rund 5 Milliarden Mark geopfert hatten. Es ist fraglich, ob wirklich die Engländer die Absicht hatten, die Dardanellen zu erobern, um sie den Russen auszuliefern. Eine solche Uneigennützigkeit liegt der englischen Politik durchaus fern und war besonders in bezug auf die Dardanellen nicht anzunehmen, da die Dardanellen in russischen Händen nach englischer Überlieferung den englischen Interessen abträglich sind. Vermutlich hatte man in London angenommen, daß die Russen nicht imstande sein würden, bis Ende März 1915 nach Berlin vorzurücken, so daß auch die Besetzung der Dardanellen durch Rußland nicht in Frage kommen konnte.

Indessen hielten England und Frankreich ihre Zugeständnisse an Rußland auf dem Papier aufrecht. Danach sollte Rußland die Stadt Konstantinopel mit dem europäischen Ufer des Marmarameeres und der Dardanellen bis zur Linie Enos—Midia erhalten, ferner die Inseln des Marmarameeres und außer den Halbinseln auf der asiatischen Seite, die durch das Schwarze Meer, den Bosphorus und den Busen von Ismid und im Osten durch den Fluß Sakaria gebildet werden, noch die Dardanelleninseln Imbros und Tenedos. Diese beiden Inseln wurden inzwischen von England besetzt, das für sich die Inseln Samothrake und Lemnos fordert, um ein wirksames Gegengewicht gegen die russische Herrschaft über die Meerenge in der Hand zu haben und den Dardanellenverkehr überwachen zu können.

Kleinasien gedachten Rußland, England und Frank-

reich unter sich aufzuteilen. Rußland sollte den nördlichen Teil mit den Bezirken Trapezunt und Kurdistan erhalten, Frankreich durch Syrien mit Adana-Mersina und durch das nördlich angrenzende Hinterland bis Sivas und Kharput abgefunden werden. England beanspruchte Mesopotamien. Das restliche Kleinasien sollte in englische und französische Interessenkreise aufgeteilt werden. Für Palästina war eine Art Internationalisierung beabsichtigt. Das eigentliche Arabien endlich sollte mit Mekka und Medina zu einem Staatsgebilde zusammengefaßt und unter englische und französische Oberhoheit gestellt werden!

Bei dieser Aufteilung Kleinasiens war Italien übergangen worden, das als Belohnung für seine Teilnahme an dem Kriege die Bezirke Smyrna und Konia bis Adana womöglich mit Einschluß von Alexandrette gefordert hatte und unter allen Umständen in Kleinasien festen Fuß fassen wollte, angeblich um das Gleichgewicht im östlichen Mittelmeer aufrecht zu erhalten. Ende 1916 hatte die Gesellschaft für Geographie und Handelsausdehnung in Mailand ausdrücklich erklärt, es dürfe nicht zugelassen werden, daß die Verbandsgenossen Kleinasien, wie sie beabsichtigten, für sich nähmen. Italien müsse außer den Bezirken Adalia und Adana das ganze kleinasiatische Land von den Dardanellen bis Smyrna und von da bis zum Busen von Alexandrette die ganze Küste mit dem Hinterland erhalten.

Nebenbei hatte der englische Gesandte in Athen am 11. Januar 1915 dem griechischen Ministerpräsidenten Venizelos, falls Griechenland den Serben zu Hilfe kommen würde, kleinasiatisches Küstenland im Umfange von 140 000 qkm mit 800 000 Seelen, anscheinend mit Einschluß Smyrnas, versprochen.

So verfügten die Vierverbandsmächte über die Türkei und verteilten, was sie zu erobern hofften. Das Osmanische Reich sollte verschwinden, weil es die Ländergelüste des Vierverbandes beeinträchtigte. Englische, französische und italienische Blätter (so u. a. die „Idea Nazionale“ vom 13. Oktober 1916) haben darüber keinen Zweifel gelassen.

Genug, ein Sieg des Vierverbandes hätte zur Zerstückelung der Türkei geführt, darauf zu ernsthaften Auseinandersetzungen über die Teilung der Beute unter dem Vierverband, vielleicht auch zu einem neuen Kriege. Der Orient wäre nicht zur Ruhe gekommen.

Die Siege der Mittelmächte haben diese unheilvolle Entwicklung verhindert. Die Türkei wird nicht aufgeteilt werden, die Balkanhalbinsel nicht unter russische Herrschaft kommen, die friedliche Arbeit zur Wiederaufrichtung des näheren Orients nicht gestört werden. Die vielgeprüften Länder dürfen auf einen dauernden und fruchtbaren Frieden hoffen. (m)

## Persien und der Landweg nach Indien.

Von Dr. Karl Leonhard.

Wenn es wahr ist, daß Indien die Schatzkammer der ganzen Erde ist, zu der seit undenklichen Zeiten alle Völker strömen, um Waren zu bringen und zu holen, so mußte Persien, das auf dem Wege nach Indien von Europa aus lag, schon hierdurch eine große Bedeutung haben, ganz abgesehen von den in Persien selbst vorhandenen Schätzen. Das änderte sich alles indessen, als der Seeweg nach Indien über das Kap der Guten Hoffnung entdeckt wurde, und fernerhin noch mehr, als der Suezkanal diesen Seeweg nach Indien um ein bedeutendes abkürzte. Nunmehr sank nicht nur Persien zur Bedeutungslosigkeit herab, sondern mehr oder weniger der ganze westliche Orient,

auch Kleinasien,\*) selbst die Türkei wurde in den Schatten gerückt, während Ägyptens Bedeutung namentlich auf Kosten der Türkei wuchs. In der Tat schuf der Suezkanal eine Art Rivalität zwischen Ägypten und der Türkei. Da die Handelsstraße und der Seeweg, wie einst die Karawanenstraße, von Ost nach West geht, hieß es nunmehr hie Suezkanal — hie Dardanellen. Die Entwicklung des Suezkanals als Schifffahrtsstraße nahm dabei einen so raschen Verlauf, daß, wenn der

\*) Mit Recht sagt E. Jäckh in Vel. & Kl. Exp. A.: „Die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien hat das ganze Vorderasien aus seiner reichen Bedeutung als Landstraße nach Indien herausgerückt und beiseite gestellt.“

Krieg nicht gekommen wäre, der Suezkanal die Bedeutung der Dardanellen überragt hätte und in ebensoweit die Bedeutung Ägyptens diejenige der Türkei, und man kann es den Türken nicht verdenken, daß sie bald nach Kriegsbeginn ihre Hauptenergie darauf richteten, den Suezkanal in ihre Gewalt zu bekommen, ebenso wie die Engländer danach trachteten, die Dardanellen zu erobern. Also wir haben eine dreifache Antithese: Suezkanal—Dardanellen, Ägypten—Türkei, England—Türkei. Der Gegensatz Ägypten—Türkei besteht dabei nur insoweit, als Ägypten jetzt in englischen Händen ist. Man liest häufig, daß Rußlands stärkstes Verlangen war, Konstantinopel und die Meerengen zu erlangen; das ist nicht richtig. England will sie. Rußland wollte im allgemeinen Luft nach außen\*), nach dem Atlantik, nach dem Mare Internum und nach Ostgalizien. England wollte die Meerengen. Und England schob lediglich Rußland vor, hätte aber, wenn es die Meerengen genommen hätte, sie niemals an Rußland gegeben. Diese Meldung ist auch gar nicht von Rußland ausgegangen, sondern von England, und sie ist verbreitet worden, um Rußland für seine Aktion gegen Deutschland von vornherein eine Prämie zuzusprechen. Daß England ein Ding wie Konstantinopel und die Meerengen nimmt, um es einem Dritten, wie Rußland, zu schenken — wer wollte dies von England glauben! Jedenfalls kann man aber aus allen diesen Ausführungen ersehen, wie sehr es sich gegenwärtig im Weltkrieg um Wirtschaftsfragen dreht. England als Beherrscherin Ägyptens und des Suezkanals in Rivalität zur Türkei — diese innere Ursache des Weltkrieges steht derjenigen der wirtschaftlichen und industriellen Rivalität Englands und Deutschlands wenig nach.

Nun aber zurück zu Persien. Wenn die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und der Suezkanal Persien in den Schatten gerückt haben, so tut die Wiederentdeckung des Landweges nach Indien — siehe Bagdadbahn — das Gegenteil und rückt Persien wieder in die Sonne. E. Jäckh sagt an der genannten Stelle: „Die Bagdadbahn suchte auch schon Persien in der deutschen Anschlußbahn Bagdad—Hanekin, die weiter bis Teheran reichen soll (als russisches oder aber, nach einer bestimmten Zeit, als deutsches Glied). Diese großzügige deutsche Wirtschaftspolitik will Persien an die Türkei anschließen und Teheran mit dem Persischen Golf, wie auf dem Mittelmeer, verbinden. Mit dem Persischen Golf: über Hanekin—Bagdad nach Basra; und mit dem Mittelmeer: über Hanekin—Bagdad—Aleppo nach Alexandrette.“\*\*)

Erfreulicherweise ist der deutsche Einfluß in Persien auch im Wachsen. Die „Nowoje Wremja“ klagt sehr über die erfolgreiche Tätigkeit der Deutschen in Persien, die von den deutsch-freundlichen schwedischen Gendarmerieoffizieren unterstützt werde, und den russischen Einfluß in weiten Gebieten bereits untergraben habe. Und auch in der kürzlich stattgefundenen Kriegstagung der Duma sagte Ssasonow: „So fördern unsere Feinde die Wühleren in Persien mit der Absicht, dort Wirrnisse zu verursachen. Wir haben Maßnahmen getroffen, um diesen Treibereien entgegenzuwirken. Leider aber ist das Werk der Friedensstiftung in diesem Lande durch beständige Unruhen, die Zwietracht zwischen der Regierung und den demokratischen Kreisen, sowie die

Ministerkrise erschwert.“ Nach seinen weiteren Worten rechnet Ssasonow sogar damit, daß seine Bemühungen erfolglos bleiben und seine Maßnahmen nicht zur Beruhigung des Landes führen werden. Es ist an sich möglich, diese Verhältnisse in Persien seitens unserer und besonders der türkischen Diplomatie zu benutzen und Persien zum Anschluß an die Zentralmächte zu gewinnen und auf diesem Wege dem Ziele der Eroberung Indiens näher zu kommen. Alle Kenner des britischen Kolonialreiches sind sich darüber einig, daß Indien die verwundbarste Stelle der britischen Weltmacht bildet. Also auch hier heißt es zufassen und beizeiten Vorbereitungen treffen. Unsere Interessen an der Bagdadbahn und in deren Landgebieten geben uns ohnedies die Richtung unserer Politik in Südosten an. Auch in einem Artikel „England unangreifbar?“ in der „Neudeutschen Korrespondenz“ vom 25. März 1915 hieß es: „Die tödliche Verwundbarkeit Englands in Indien ist bis auf den heutigen Tag geblieben. Natürlich ist unter den gegenwärtigen Machtverhältnissen zur See ein westeuropäischer Staat ebensowenig wie zur Zeit Bonapartes in der Lage, einen Angriff auf Indien mit Aussicht auf Erfolg durchzuführen; die einzigen europäischen Länder, die nach dieser Richtung hin erfolgreich vorzugehen vermöchten, sind Rußland und mit Duldung der Perser und mit Unterstützung der Afghanen — die Türkei. Vielleicht erleben wir in diesem Weltkriege noch das Schauspiel eines unmittelbaren Angriffs aus Indien; vorderhand allerdings drohen nur die Afghanen damit.“\*) Nach Meldungen amerikanischer Blätter von Ende August 1915 ist es aber tatsächlich an der Nordwestgrenze Indiens zu heftigen Kämpfen zwischen Indern und Afghanen gekommen, besonders im Pendschab.

Wenn also auch die Türkei heute ernstlich noch nicht daran denken kann, ihr Augenmerk auf Indien zu richten, wenigstens so lange, als sie in Ägypten noch nicht weiter vorangekommen ist,\*\*) so muß doch sowohl unsere als die türkische Diplomatie in dieser wichtigen Aufgabe vorarbeiten, soweit das nur möglich ist, und zwar vor allem eben in Persien, wo die Verhältnisse selbst derartige Maßnahmen nahelegen.

In Südpersien, das offiziell zur britischen Einflußsphäre gehört, haben die Engländer, wie im August 1915 aus Konstantinopel berichtet wird, überall die englische Flagge gehißt und den Hafen Bender-Buschir besetzt. Die Zahl der gelandeten englischen Truppen soll 3000 Mann nicht übersteigen. Aber es ist anzunehmen, daß die Engländer nur das Küstengebiet halten können, während die südpersischen Stämme den Heiligen Krieg proklamiert haben. In ganz Nordpersien ist dagegen der russische Einfluß maßgebend. In Teheran selbst ist die Kosakenkaserne das hervorragendste Gebäude und das besuchteste Institut ist die Russische Bank. Ganz neuerdings hat aber die „Nowoje Wremja“ heftig über die erfolgreiche Tätig-

\*) Von Aufständen auch in Indien wußte kürzlich die in San Francisco erscheinende Zeitung „Call“ vom 2. Juli zu berichten: Der Herausgeber eines Hindublattes und Leiter einer revolutionären Hindubewegung in Amerika, Chandra, hat jetzt Briefe aus Indien erhalten, wonach Anfang Mai eine regelrechte Schlacht vier Meilen von Kalkutta zwischen englischen Truppen und aufrührerischen Hindus stattgefunden habe. Authentische englische Berichte geben das Ereignis zu und erwähnen dann die Verluste auf beiden Seiten. Zum Schluß hätten sich die Hindus in die Berge zurückgezogen, wobei sie ihre Toten mit sich nahmen. Chandra fügt hinzu, daß er von fortgesetzten Unruhen erfahren habe, die in Povna, Delhi und an der Grenze ausgebrochen seien. Die britische Zensur hielt freilich alle diese Dinge von der Außenwelt zurück.

\*\*) Einstweilen hat sie in der Straße Bab el Mandeb die englischen Militärwerkstätten und Hafengebäude auf der die Durchfahrt beherrschenden Insel Perim zerstört.

\*) Allerdings würde es Rußland gern sehen, wenn seine südrussische Ausfuhr (zwei Drittel der Gesamtausfuhr) von der Türkei unabhängig durch die Dardanellen wird.

\*\*) Dabei hat aber England selbst nach einem Landweg zwischen Indien und Ägypten seit langem gestrebt und gerade deshalb sich bemüht, das dazwischen liegende Arabien in seine Hand zu bekommen.

keit der Deutschen in Persien geklagt, die den russischen Einfluß in weiten Gebieten bereits untergraben haben. Damit wird Persien aus seiner langen Isolierung und Abgeschlossenheit befreit werden, und im Laufe der Zeit wird der Landweg nach Indien durch eine deutsche Anschlußbahn Bagdad—Hanekin—Teheran und weiter hinaus fortgeführt werden. Teheran wird alsdann sowohl mit dem Persischen Golf als mit dem Mittelmeer verbunden werden, und die Naphthaquellen Persiens, dieses auch im übrigen reichen Agrikulturlandes werden erschlossen werden, und Persien, das seit dem englisch-russischen Vertrag von 1906 dem Willen Englands und Rußlands ausgeliefert war, wird wieder frei atmen können. Inzwischen hat laut einer

Meldung der „Nowoje Wremja“ vom 24. August 1915 die Partei der sogenannten Demokraten in Teheran einen Aufruf an das persische Volk erlassen, das Joch der Ententemächte abzuschütteln und sich zum Schutze des Vaterlandes zu erheben; aus allen Landesteilen Persiens werde vollständige Anarchie gemeldet. Auch die „Times“ berichten vom 25. August 1915 aus Teheran, daß die Unruhen in den nordpersischen Provinzen immer stärker werden. Das wäre nun wieder einmal eine schöne Gelegenheit für England, unter dem Vorwand der Ruhestiftung sich zu bereichern. Aber wir hoffen, daß diesmal die Türken als die ersehnten Erlöser sich einfinden werden — vorausgesetzt, daß sie genügende Mannschaften zur Verfügung haben. (Z.)

## Zur nationalen Bedeutung der ukrainischen Bestrebungen.

Professor Wladimir Kalynowytsch hielt in der Wiener Leo-Gesellschaft am 9. Februar 1917 einen Vortrag über die geschichtliche und politische Bedeutung der Ukraine. Mit Genugtuung wies er darauf hin, daß hinsichtlich der Ukraine in Deutschland seit 1915 ein erfreulicher Umschwung eingetreten und einer besseren Erkenntnis von der wirtschaftlichen und politischen Bedeutung der Ukraine gewichen sei. Er nannte insbesondere die „Osteuropäische Zukunft“ als Hauptorgan der deutschen Ukrainefreunde. Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter habe die „Osteuropäische Zukunft“ den Grund zu einer wissenschaftlichen Literatur über die Ukraine gelegt. Seinem Vortrag entnehmen wir einige bemerkenswerte Feststellungen:

Von russischer und polnischer Seite, zuweilen auch von deutschen Professoren, wird behauptet, es gebe keine „Ukraine“ und keine „Ukrainer“. Wie Professor Kalynowytsch feststellte, ist die Benennung „Ukraine“ (Grenzland) schon im 12. Jahrhundert zur Bezeichnung der Grenzmarken des damaligen ukrainischen Gebietes entstanden, wurde bis zum 18. Jahrhundert in Europa allgemein gebraucht und erst im 19. Jahrhundert durch die Bezeichnung „Kleinrussen“ in Rußland und „Ruthenen“ in Österreich ersetzt. Ein Volk von 35 Millionen hat sicher Anrecht, einen selbständigen Namen zu beanspruchen. Als Beweis für die Lebensfähigkeit und das Nationalbewußtsein des ukrainischen Volkes im Zarenreich führte Professor Kalynowytsch den Umfang der Agrarunruhen der revolutionären ukrainischen Partei aus den Jahren 1902—1907 an, die außer sozialen auch nationalen Beweggründen entsprangen und auf die großrussischen Bezirke übergriffen. Für das nationale Bewußtsein der Ukrainer sprechen auch ihre alten Volkslieder und ihre neuere Dichtung bis auf Taras Schewtschenko, ferner ihre wissenschaftlichen Arbeiten, ihre Theater, Musik, Bauart usw.

Nachgerade wird allgemein anerkannt, daß die ukrainische Sprache neben der russischen und polnischen selbständig dasteht, was auch die Petersburger Akademie der Wissenschaften zugestanden hat. In der Denkschrift von Mitgliedern der Petersburger Akademie wurde darauf hingewiesen, daß die südrussischen Denkmäler der ukrainischen Literatur eine Reihe von typischen besonderen Merkmalen der kleinrussischen (ukrainischen) Sprache zeigen, daß die Unterschiede nicht einmal durch die politische Vereinigung der russischen Stämme verwischt werden konnten. „Das geschichtliche Leben beider Nationalitäten“ — heißt es in der Denkschrift — „führte die Bildung einer gemeinsamen Sprache nicht herbei; im Gegenteil, es verstärkte jene dialektologischen Besonderheiten, die sich schon bei den Vorfahren beider Stämme in den Anfängen der

Geschichte gezeigt hatten.“ In ihren Schlußfolgerungen hob die Denkschrift hervor: „Das Ministerkomitee war in seinem Beschluß vom 28. und 31. Dezember 1904 der Ansicht, daß durch das weitere Aufrechterhalten des Verbotes der ukrainischen Sprache die Verbreitung volksaufklärender Druckschriften in der kleinrussischen Sprache gehemmt und dadurch auch die Hebung der Kulturstufe kleinrussischer Bauern hintangehalten wird. Der Ausschuß der Akademie ist in der Lage, Wort für Wort diese Ansicht des Ministerkomitees mit Tatsachen zu bekräftigen. Dem Ausschuß stehen zahlreiche glaubwürdige Angaben zur Verfügung, welche beweisen, daß einem Kleinrussen die großrussische Schriftsprache nur schwer verständlich ist“. . . Nachdem dann die Denkschrift eine ganze Reihe von Wörtern als Beispiele anführte, die zwar in ähnlichen Formen in beiden Sprachen vorkommen, jedoch eine ganz andere Bedeutung haben, schloß sie: „Die kleinrussischen Bauern greifen gierig nach allem, was in ihrer Muttersprache gedruckt ist; wenn es an der legalen Literatur mangelt, greifen sie nach der illegalen, die um so stärkeren Einfluß auf die ausübt.“ Die Denkschrift endete mit dem Antrag, es mögen alle Einschränkungen betreffend die ukrainische Sprache aufgehoben werden.

Anläßlich einer Flugschrift von Dr. Paul Ostwald über die Ukraine und die ukrainischen Bestrebungen gab die „Deutsche Levantezeitung“ vom 16. Februar zwar zu, daß die Loslösung der Ukraine von Rußland der schwerste Schlag für dieses Reich sein würde, der es treffen könnte, meinte aber doch, „aus rein idealen Erwägungen uns jetzt eines unterdrückten Volkstammes anzunehmen, dazu ist die jetzige Zeit wahrlich nicht angetan“. Die „Deutsche Levantezeitung“ widersprach sich. Ideale Erwägungen spielen keine Rolle, wenn es sich darum handelt, dem Feinde den schwersten Schlag zuzufügen.

Was die „Deutsche Levantezeitung“ an den Ukrainern bemängelt, daß sie als russische Soldaten gegen Deutschland und Österreich-Ungarn fechten, ohne den Versuch zu machen, sich dieser militärischen Verpflichtung gegenüber Rußland zu entziehen, daß sie sich nicht sofort bei Kriegsausbruch gegen ihre russischen Bedrücker erhoben, läßt sich ebenso von den andern fremden Völkern Rußlands sagen, trifft also die Ukrainer nicht allein. Es ist richtig, was die „Deutsche Levantezeitung“ hervorhebt, daß die Polen in Galizien eine polnische Legion gegen Rußland bildeten. Aber auch die Ukrainer Galiziens schufen eine ukrainische Legion, deren Tapferkeit anerkannt worden ist. Allein die Polen brachten auch in Rußland eine polnische Legion gegen Deutschland und Österreich zustande, während man nichts davon hörte, daß die Ukrainer in Rußland sich entschlossen hätten, ukrainische Legionen gegen die Mittelmächte zu organisieren.

Noch eine andere Stimme ist gegen die ukrainische Bewegung in Deutschland laut geworden. Im „Karlsruher Tageblatt“ vom 30. Dez. 1916 veröffentlichte Professor Dr. Arthur Böhtlingk einen Aufsatz: „Zum Frieden mit Rußland“ und befürwortete darin die Abtretung Ostgaliziens an Rußland, damit zwischen Österreich-Ungarn und Rußland ein dauernder Friede zustande komme. Dabei gab er zu, daß für das russische Reich die ukrainische Frage eine Daseinsfrage ist, und daß diejenigen, die auf Lostrennung der Ukraine zusteuern, dem russischen Reich „den Magen ausschneiden wollen“. Das Wohlwollen, das Professor Böhtlingk dem russischen Feinde entgegenbringt, indem er ihm Ostgalizien zuweisen will, wird schwerlich irgendwo in Deutschland oder Österreich-Ungarn Anklang finden und hat mit praktischer Politik so wenig zu tun, wie sein gleichzeitiger Vorschlag, die Serben und

Kroaten zu einem Königreich zu vereinen und als solches unter die Habsburger Krone mit Personalunion, Militärabkommen usw. zu bringen.

Am Schlusse seines Vortrages berührte Professor Kalynowytch die Lage der vier Millionen Ukrainer in Galizien: „Die angekündigte Sonderstellung Galiziens, gegen die der Allgemeine ukrainische Nationalrat und die aus allen Parteien zusammengesetzte parlamentarische Vertretung feierlichen Einspruch erhoben haben, ist geeignet, die nationale Entwicklung der Ukrainer unmöglich zu machen. Sollte jedoch die Sonderstellung Galiziens allen Bedenken zum Trotz unvermeidlich sein, so bestehen die Ukrainer auf ihrer Forderung, die auch der ermordete Graf Stürgkh berechtigt fand, nämlich auf der Zerteilung des Kronlandes Galizien, das aus fünf Ländern zusammengeschweißt wurde und somit keine geschichtliche Einheit bildet.“ (m)

## Mitteilungen.

**Die Zukunft Konstantinopels.** Auf einem Festessen in Moskau äußerte kürzlich der frühere französische Ministerpräsident Doumergue, Konstantinopel müsse unbedingt russisch werden und Zarigrad heißen. So unbedingt ist man in England dieser Meinung nicht. Zwar hat das Ministerium Asquith den Russen Konstantinopel mit den Dardanellen zugesagt, aber, soweit bekannt, unter der Voraussetzung, daß die Russen in Berlin einrücken. Da diese Bedingung nicht erfüllt wurde, wird das jetzige oder nächste englische Ministerium nicht gewillt sein, das Versprechen seiner Vorgänger zu halten. Ein Engländer Sir Edwin Pears, der als Präsident der internationalen Anwaltskammer über 40 Jahre in Konstantinopel lebte und von der englischen Regierung häufig als politischer Sachverständiger gehört wurde, befürwortete im „New York Times Magazine“ vom 17. Dezember 1916 die Internationalisierung Konstantinopels und suchte auch die Russen dafür zu gewinnen, indem er an ein Wort des Zaren Nikolaus I. aus der Zeit des Krimkrieges erinnerte. Zar Nikolaus I. soll gesagt haben: „Der erste Tag, da wir Russen uns in Konstantinopel niederlassen wollten, würde der Anfang von Rußlands Untergang sein.“ General Skobelew soll geäußert haben, Rußland würde sich nie nach Konstantinopel wagen, bevor nicht die Donaustaaten zerschmettert wären. Der englische Sachverständige empfahl die Bildung eines kleinen, von einem internationalen Ausschuss regierten, unabhängigen Staates um Konstantinopel herum, bestehend aus der Stadt Konstantinopel, aus den Dardanellen und dem Marmarameer mit schmalen Küstengebiet südlich bis Brussa am Schwarzen Meer und bis Adramithium am Ägäischen Meer. Vorläufig besteht noch keine Aussicht dafür, daß der Vierverband über Konstantinopel verfügen wird. Die Internationalisierung Konstantinopels würde englischen, aber nicht russischen Interessen entsprechen. Hoffentlich erfüllt sich, was ich in einer kleinen Schrift: „Land und Leute auf der Balkanhalbinsel“ (München 1885) sagte: „Konstantinopel wird die Hauptstadt des türkischen Reiches bleiben, auch wenn dessen Schwerpunkt immer mehr nach Asien hinübergelegt werden sollte, der Hauptplatz eines möglichst erzeugungskraftigen und verbrauchsfähigen Gebietes, mit welchem alle Staaten meist- und gleichbegünstigt im ersprißlichen Güteraustausch verkehren.“ Konstantinopel ist für die Türkei unentbehrlich und wird mit Hilfe der Mittelmächte bleiben, was es bisher war, die Hauptstadt einer politisch und wirtschaftlich aufstrebenden starken Türkei. In dieser Erkenntnis erklärte Großwesir Talaat Pascha am 15. Februar, als er sich über die Ziele des neuen Ministeriums aussprach: „Wir geben Konstantinopel nicht preis.“ (m)

Paul Dehn.

**Griechisches aus Deutschland.** Nach der Ankunft des 4. griechischen Armeekorps in Görlitz machte sich dort das Bedürfnis nach einer griechischen Tageszeitung für die Soldaten geltend und veranlaßte die Aktiengesellschaft „Görlitzer Nachrichten“, eine Tageszeitung in griechischer Sprache zu begründen, die seit Ende November 1916 erscheint. Verantwortlicher Herausgeber ist der Direktor der Aktiengesellschaft E. Glauber, Übersetzer Dionysios Agapitos. Jede Nummer ist 4—6 Seiten stark und bringt gelegentlich auch Karten und Bilder. Anlässlich des griechischen Neujahrsfestes erschien ebenda auch ein griechischer Kriegskalender mit Abbildungen. Endlich veröffentlichte dieselbe Aktiengesellschaft auch den griechischen Nationalhymnus mit dem Originaltext von Dion. Solomos, Melodie von Nik. Mantzaros, Harmonisierung von G. S. Syriotis und Übersetzung von L. Büchner. Der letzte Vers dieses Nationalhymnus lautet:

„Aus den Resten der Hellenen  
Schöpftest du das hehre Mark  
Teure Freiheit, unser Schen,  
Sei begrüßt, so jung und stark!“ (m)

Paul Dehn.

**Die Verfolgung der Ukrainer in Rußland.** Das Kriegsgericht in Odessa verurteilte am 23. Januar 1917 drei Mitglieder der ukrainischen Gesellschaft „Proswita“ in Ekaterinoslaw zu je vier Jahren Zwangsarbeit wegen angeblichen umstürzlerischen Bestrebungen. (m)

**Kurland unter deutscher Verwaltung.** Bedeutendes hat die deutsche Verwaltung als arbeitender Staat in Kurland geleistet und nach ihrer Organisation vor allem für Verkehrsmittel gesorgt. Die vernachlässigten Wege wurden ausgebessert, die gesprengten Brücken wieder hergestellt, zu den bestehenden Eisenbahnen neue Strecken gebaut im Anschluß an das preußische Netz und den Kurländern ein Eisenbahnnetz geschaffen, das sie jahrelang vergebens angestrebt hatten. (m)

**Deutsche Rückwanderer aus Wolhynien im Jahre 1916.** Nach einer Mitteilung der Berliner „Post“ kamen im Jahre 1916 aus Wolhynien mehr als 20000 deutsche Flüchtlinge, etwa der zehnte Teil des gesamten Deutschtums in Wolhynien, nach Deutschland zurück, meist kleine Bauern. Von dem Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer in Berlin wurden sie mit kräftiger Unterstützung der Militärverwaltung in Lagern gesammelt, teils in Warschau, teils in Salzburg, Schlesien und Ostpreußen, und von dort in Gruppen von etwa 150 Köpfen nach neuen Heimstätten, zumeist in Ostpreußen, aber auch in Schlesien, Schleswig-Holstein, Pommern, Hannover, Westfalen und Brandenburg gebracht. Soweit sich Männer aus diesen Familien als russische Soldaten in deutscher Kriegsgefangenschaft befanden, hat man sie in Deutschland wieder mit ihren Familien vereint. (m)

**England und Frankreich auf dem Athosberg.** Auf ihren Eroberungszügen in Europa haben die Engländer eine Reihe von Küstenplätzen und Inseln genommen, aber sonderbarerweise nicht feindliches Land, sondern Gebiete, die Verbündeten oder Neutralen gehörten. Nach Besetzung des französischen Calais, des belgischen Hazebrouk, der griechischen Inseln Lemnos, Imbros, Tenedos, Korfu und der Stadt Saloniki mit Umgebung sind sie kürzlich mit den Franzosen in die Mönchsrepublik auf dem Berge Athos eingerückt. Ob das englisch-französische Eindringen in diese Mönchsrepublik die Rußland unter seinen Schutz genommen und als seinen Vorposten am Mittelmeer erhalten will, in Petersburg als notwendig oder wünschenswert angesehen wird, ist sehr zu bezweifeln. (m)

**Die slowenische Frage.** Zu dem Aufsatz in Nr. 3 der „Osteuropäischen Zukunft“ unter dieser Überschrift schreibt uns ein Kenner Krains, daß die daselbst festgestellten deutschen Sprachinseln Lak, Stein, Zarz und Gurkfeld leider nicht bestehen. Dagegen sind Assling, Domschale und andere Ortschaften mit ansehnlichem Deutschtum. (m)

**Die Ukrainer in Galizien.** In einer Sitzung vom 17. Februar hat der parlamentarische Ausschuss der ukrainischen Vertretung zu Wien u. a. im Hinblick auf die geforderte Sonderstellung Galiziens die nationale Selbstverwaltung für den ukrainischen Teil dieses Kronlandes gefordert. Galizien mit seinen mehr als 8 Millionen Binwohnern sei verwaltungstechnisch ein übergroßes Gebiet und sollte schon deshalb, aber noch mehr aus nationalen, geschichtlichen, geographischen und wirtschaftlichen Gründen in zwei besondere Provinzen geteilt werden, wobei die Ukrainer betonten, daß sie im engen Anschluß mit Österreich bleiben und nicht von anderen verfassungsmäßigen, ihnen gleichgestellten Beständen abhängen, sondern reichsunmittelbar gestellt werden wollen.

In seinem noch nicht veralteten Werk: „Die Vereinigten Staaten von Groß-Österreich, politische Studien zur Lösung der nationalen Fragen und staatsrechtlichen Krisen in Österreich-



1. März 1917

Ungarn“ von Aurel C. Popovici, ehemaligem Mitglied des zentralen Vollzugsausschusses der rumänischen Nationalpartei (Leipzig 1906) findet sich auf der Karte eines föderativen Groß-Osterreichs die Zukunft Galiziens als ukrainisches Verwaltungsgebiet unter Einschluß der ukrainischen Bezirke Ungarns und der Bukowina eingezeichnet. (m)

**Eine ukrainische Zeitschrift in Rußland.** Die ukrainischen Freiheitsbestrebungen erregen in Rußland steigende Besorgnis. In diesem Reiche, wo man vordem Druckschriften in ukrainischer Sprache unterdrückte und verbot, erscheint seit Beginn des Jahres eine Zeitschrift in ukrainischer Sprache mit dem Namen „Schlach“ unter Leitung des Schriftstellers F. Kolomyjtschenko! (m)

**Bulgarische Halbmonatsschriften.** Das Jahr 1917 ist das Geburtsjahr zweier Halbmonatsschriften, die seit dem Januar in bulgarischer Sprache in Sofia erscheinen: „Obschtschi Podjem“ (Allgemeiner Fortschritt) und „Voebeicht Prägled“ (Allgemeine Rundschau). Die beiden politischen Zeitschriften, die ein recht umfangreiches Inhaltsverzeichnis tragen, sollen die Bulgaren an der Hand von politischen, sozialen, wirtschaftlichen und feuilletonistischen Aufsätzen mit den Zielen, Aufgaben und Vorteilen der bulgarischen Neuorientierung im Sinne eines engen Anschlusses an Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei vertraut machen. Die „Allgemeine Rundschau“ wird von Petro Theodorow (Sofia) herausgegeben. Ihre reichhaltige erste Nummer enthält u. a. eine Veröffentlichung des Straßburger Professors der katholisch-theologischen Fakultät darüber, wie sich Bulgarien im deutschen Spiegelbild darstellt. Noch reichhaltiger sind die beiden Januarhefte des von Dr. Georgijew, Alexander Slatanow und St. Drenski herausgegebenen „Allgemeinen Fortschrittes“. Im ersten Heft dieser Zeitschrift führen die Herausgeber aus, daß sie beabsichtigen, ihr von der liberalen Partei begründetes Blatt nicht in den ausschließlichen Dienst dieser Partei zu stellen, sondern Politikern aus allen Parteilagern Gelegenheit zu geben, sich zu den Tagesfragen erster Kriegszeit zu äußern; es sei die vornehmste Aufgabe der Zeitschrift, einem Großbulgarien die Wege zu ebnet. Einer der Herausgeber, Slatanow, veröffentlicht im ersten Heft einen hochinteressanten „Deutschland und Rußland“ überschriebenen Aufsatz, in dem er den Nachweis zu führen sucht, England allein gewinne an dem deutsch-russischen Streit, da das russische Reich seit seiner Verbrüderung mit England seine Kräfte im nutzlosen Kampf um die Dardanellen verbrauche und als Bedrohung der englischen Interessen am Persischen Golf kaum mehr ernstlich in Betracht kommen werde. Mehrere andere Aufsätze befassen sich mehr oder weniger ausführlich auch mit dem Dardanellenproblem: in ihnen allein wird zum Ausdruck gebracht, daß „Rußlands Befreiung der Balkanvölker“ immer nur die Maske für eine eigennützige russische Politik gewesen ist, die den Besitz der Meerengen anstrebte. Die in der Zeitschrift zu Worte kommenden Politiker weisen darauf hin, daß ein russischer Sieg für Bulgarien und Rumänien den Verlust der Schwarzmeerküste bedeuten würde. Aus dem Inhaltsverzeichnis der beiden Januarhefte des „Obschtschi Podjem“ wären noch zu erwähnen: „Bulgarien und der Weltkrieg“ von Tabakow, „Die Apotheose“, eine Erzählung von Strasnimirow, und ein glänzender Aufsatz von Chr. Zankow „Die Poesie und der Krieg“. Die politische Wochenschau beider Hefte, die sich mit den Tagesfragen äußerer, vor allem aber innerer Politik befaßt, ist übersichtlich und vorzüglich unterrichtend. Leider ist in Deutschland das Bulgarische noch sehr wenig bekannt. Die Politiker des jungen bulgarischen Volkes, die in den entscheidenden schweren Tagen des Spätherbstes 1915 Entschlossenheit und Reife bewiesen, hört man mit lebhaftem Interesse sich nun über die Fragen der großen Politik äußern. (m)

H. Dohrmann.

**Südeuropäische Transportfragen.** Die gegenwärtige Lage des Transportgeschäftes nach dem Balkan kann schon deshalb keine kritische Würdigung erfahren, weil der ganze Verkehr von und nach dem Balkan heute lediglich von militärischen Gesichtspunkten beeinflußt wird. Die Transporte von Munition und Militärgut kommen in allererster Reihe. Wenn trotzdem von Deutschland und Österreich-Ungarn Einrichtungen getroffen worden sind, welche auch die Beförderung von Privatgütern von und nach dem Balkan möglich machen, so bedeutet diese ein Entgegenkommen gegenüber den wirtschaftlichen Bedürfnissen der Mittelmächte und der Balkanstaaten. Welche Güter zur Beförderung nach dem Balkan zugelassen werden und in welchen Mengen und zu welchen Zeitpunkten, alles dies wird natürlicherweise abhängig gemacht von den militärischen Ansprüchen an die in Betracht kommenden Verkehrsstraßen. Die betreffenden Verwaltungsstellen in Deutschland und Österreich-Ungarn haben es, soweit es in ihrer Macht steht, gewiß an Entgegenkommen gegenüber den privaten Verfrachtern und privaten Empfängern nicht fehlen lassen. Es ist auch, trotz aller Schwierigkeiten, möglich gewesen, den dringendsten Bedürfnissen der Zivilbevölkerung zu genügen. Dies gilt insbesondere für die Lieferung von Industrieerzeugnissen für die Zivilbevölkerung in den Balkanstaaten. Aber auch in der umgekehrten Richtung, in der Ausfuhr von balkanischen Landeserzeugnissen nach Mitteleuropa, ist für Rechnung Privater das Beste getan worden.

Daß die Transportfragen im Verkehre mit dem Balkan nach Kriegsbeendigung viel mehr Bedeutung in Anspruch nehmen werden, als man dies jemals vor dem Kriege für möglich gehalten hätte, liegt daran, daß eine wirtschaftliche und politische Annäherung der Balkanstaaten zu Mitteleuropa festzustellen ist, wie sie wohl einzig in der Geschichte dasteht. Der wirtschaftliche Verkehr mit den Vierverbandstaaten wird von seiten der Balkanländer nur nach und nach und mit Widerstreben aufgenommen werden können. Dieser Umstand allein erklärt schon die Intensität des Güteraustausches, wie er sich wahrscheinlich nach dem Kriege zwischen den Mittelmächten und den Balkanstaaten entwickeln wird.

Um diesen großen Aufgaben gerecht zu werden, werden alle interessierten Faktoren ihr Bestes hergeben müssen. Es ist nun kaum zu erwarten, daß nach Kriegsbeendigung und viele Jahre nachher die Möglichkeiten dazu gegeben sind, an eine Ausgestaltung der Verkehrsmittel zu schreiten. Die Bahnlinien werden wohl eine Auffrischung erhalten müssen, da sie während des Krieges einer gewaltsamen Abnutzung unterzogen werden mußten. Aber der Neubau von Schienenwegen ist für eine viel spätere Zeit in Aussicht zu nehmen. Die Einrichtung von Schiffslinien wird sich auch nicht im Handumdrehen durchführen lassen. Über diese Entwicklung läßt sich gegenwärtig nichts voraussagen. Man denke, um nur ein Beispiel anzugeben, an die Schwierigkeiten, die der Reaktivierung des Österr. Lloydienstes entgegenstehen. Diese Gesellschaft hat durch den Krieg sehr gelitten. Eine Reihe von Dampfern sind ihr durch die Ententemächte weggenommen worden. Diese Gesellschaft wird also geradezu heroische Leistungen vollbringen müssen, wenn sie daran geht, ihren Dienst nach der Levante wieder einzurichten. Und so ähnlich dürfte es den anderen Schifffahrtsgesellschaften gehen, die vor dem Kriege an dem Levantegeschäft beteiligt waren.

Also an Transportmitteln in weitgehendstem Sinne wird es gewiß fehlen. Die Kunst wird somit darin bestehen müssen, mit dem Verfügbaren das Großmögliche zu leisten. Es werden also diejenigen Firmen mit neuen Organisationen auftreten müssen, die das Verkehrsgewerbe vor und während des Krieges nach dem Balkan als Spezialität betrieben haben. Dem Verkehrsgewerbe wird es also vorbehalten sein, durch die genaue Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse die bestehenden Transportmittel so auszunutzen, daß die Interessen der Allgemeinheit gefördert werden.

Bei der Wichtigkeit des deutschen Transportgeschäftes mit dem Balkan werden sich auch führende deutsche Spediteurfirmen veranlaßt sehen, durch entsprechende Einrichtungen dafür einzutreten, daß auch der deutschen Kaufmannswelt die Vorteile zugeführt werden, welche besondere Organisationen eben zu bieten in der Lage sind. (m) Eugen Löwinger.

**Das Kriegselend der Ukrainer.** Nach der ukrainischen Vertretung in der Schweiz herrscht in der Ukraine großes Elend. Wie Russkoje Slowo meldet, besteht in Kiew, Charkow und in den Mittelpunkten des Getreidehandels, selbst in Odessa, empfindlicher Mangel an Mehl und Lebensmitteln. (m)

**Die deutsche Schule in Bukarest.** Bis zur rumänischen Kriegserklärung blühte in Bukarest ein vorbildliches deutsch-evangelisches Schulwesen, bestehend aus einer Knaben-Volksschule, einer Realschule, einer Oberrealschule, einer Mädchen-Volksschule, einer Höheren Mädchenschule, einem Knaben- und Mädchenheim und einer Kleinkinderschule mit insgesamt 100 Lehrern und 2500 Schülern. Die jährlichen Unterhaltungskosten beliefen sich auf eine Million Lei (800 000 Mark) und wurden mit den Unterstützungen der deutschen und österreichisch-ungarischen Regierung hauptsächlich von der evangelischen Gemeinde bestritten. Im ersten Kriegsjahr verzichtete die Gemeinde auf die Staatsunterstützungen zu Gunsten des Roten Kreuzes. Diese Schulen wurden vielfach auch von rumänischen Kindern besucht und waren ein fruchtbarer Mittelpunkt für die Verbreitung der deutschen Sprache in Bukarest und Rumänien. Da Anfang Februar die rumänischen Schulen wieder eröffnet werden durften, ist zu hoffen, daß auch die deutsch-evangelischen Schulen bald wieder ihre Tätigkeit aufnehmen werden. Bei Ausbruch des rumänischen Krieges befanden sich die deutschen Lehrkräfte größtenteils in Deutschland, entgingen also der Verschleppung nach Rußland und können somit wieder berufen werden. Auch die Schüler würden wahrscheinlich wieder ziemlich vollzählig erscheinen. (m)

**Neue Verkehrsmittel zwischen Berlin—Konstantinopel und Bagdad.** Im Württembergischen Bezirksverein deutscher Ingenieure zu Stuttgart hat Prof. Dr. A. v. Schmidt die Anlage einer Drahtseilbahn von Berlin über Konstantinopel nach Bagdad vorgeschlagen mit der Versicherung, daß sie bei verhältnismäßig niedrigen Bau- und Betriebskosten und größerer Leistungsfähigkeit dem Seeweg gleichkommen werde. Direktor Ellinger in Köln-Lindenthal empfiehlt dagegen eine Mittelland-Großgüterbahn, die durch Stationsentfernungen von mindestens 200—250 km mit Selbstladewagen elektrisch betrieben werden soll. Von beiden neuen Verkehrswegen wird behauptet, daß sie ebenso leistungsfähig seien wie der Seeweg und auch in Bezug auf die Beförderungskosten den Wettbewerb mit ihm aufnehmen können. Vor dem Kriege war

der Seeweg unvergleichlich billiger als die Eisenbahn und beförderte Massenfrachten zwischen der Nordsee und der Levante etwa um den fünften Teil der Sätze, die von den Eisenbahnen erhoben wurden. Bleiben nach dem Kriege die Seefahrtsätze annähernd auf der Höhe, die sie gegenwärtig haben, so ist es möglich, daß neue Verkehrsmittel wie die vorgeschlagenen den Wettbewerb mit dem Seeweg erfolgreich bestehen können. (m)

**Koran und Alkohol.** In der 5. Sure verbietet der Koran den Wein, das Spiel, die Bilder und die Pfeile (für Lose). Mit seltenen Ausnahmefällen vermeidet der strenggläubige Mohammedaner den Wein, nimmt es aber mit dem Champagner weniger genau, weil es zur Zeit des Propheten solchen Wein noch nicht gab. Auch Schnaps verschiedentlich Art wird gelegentlich nicht verschmäht. Rasch befreundet hat sich der Mohammedaner mit dem Bier, das er, um dessen berauschende Wirkung zu verhüllen, Gerstenwasser nennt. Freier denkende Mohammedaner meinen, Mohammed habe den Genuß gegorener Getränke nur untersagt, weil seine Zeitgenossen wilde Zecher gewesen seien. Ein Gläschen in Ehren würde auch er nicht verwehrt haben. (m)

**Deutsche Universitäten für das Studium des näheren Orients.** An der Berliner Universität soll ein Extraordinariat für orientalische Hilfswissenschaften, an der Universität Münster ein solches für Kunde des christlichen Orients errichtet werden. Während an der Berliner Universität mit dem Seminar für orientalische Sprachen ein geschlossenes Bild des islamitischen Kulturkreises gegeben werden kann, soll in Münster die Professur für Kunde

des christlichen Orients alle Grundlagen für das Studium des christlich-orientalischen Kulturkreises geben, das, in die islamitische Welt eingesprengt, ein beachtenswertes Sonderdasein führt. (m)

**Eine bulgarische Kunstausstellung in Berlin.** Auf Veranlassung des bulgarischen Generalstabes wird im April und Mai eine bulgarische Kriegskunstausstellung in der Berliner Akademie der schönen Künste veranstaltet werden. Die bulgarischen Künstler sind aufgefordert worden, Bilder, Abrisse und Bildhauerarbeiten, soweit sie sich auf den gegenwärtigen Krieg beziehen, bis Mitte März der kartographischen Militäranstalt in Sofia einzuliefern. (m)

**Kaiser Karl und die galizischen Ukrainer.** Am 15. Februar empfing Kaiser Karl in Wien die Reichstagsabgeordneten Romanczuk und Dr. Kest-Lewykyj als Vertreter des ukrainischen Volkes, erkundigte sich nach den nationalen Bedürfnissen der ukrainischen Bevölkerung in Galizien, anerkannte ihre reichstreue Haltung während des jetzigen Krieges, rühmte aus eigener Anschauung den Heldenmut der ukrainischen Legion und versicherte die ukrainischen Vertreter seiner Sympathie und seines Wohlwollens für das ukrainische Volk. (m)

**Eine deutsche Schule in Belgrad.** Zu Ostern soll nach Wiener Blättern in Belgrad eine deutsche Schule für Kinder serbischer Staatsangehöriger eröffnet werden. Schon vor dem Kriege sprachen und verstanden die meisten gebildeten Serben die deutsche Sprache, deren weitere Verbreitung im Interesse der serbischen Kulturbestrebungen und Handelsbeziehungen erwünscht ist. (m)

## Vereinsnachrichten.

Der 33. Osteuropäische Empfangsabend in den Festsälen des „Rheingold“ zu Berlin brachte einen Vortrag des ausgezeichneten Albanienkenners Herrn Prof. Dr. Kettler über Deutschlands Interessen an Albanien. Er behandelte zunächst die wirtschaftsgeographische Seite der Frage und schilderte Albanien als ein bis jetzt außerordentlich erzeugungsarmes Gebiet, das aber durch seine geographische Ausstattung bestimmt ist, unter der Voraussetzung der Einführung geordneter Staatsverwaltung eines der erzeugungsreichsten Länder des Mittelmeergebietes zu werden. Dank dem Verlauf der klimatischen Linien, die an der Westküste der Balkanhalbinsel ein wesentlich günstigeres Bild aufweisen als an den Ostküsten, dehnt sich das Gebiet der Olive und der Südfrüchte über die ganze albanische Küste aus. In seinem Südeile ist das Land für den Anbau von Baumwolle, Reis und Frühgemüse geeignet, in vielen Gebieten für den Tabakbau. Zwar weist die Küste große Niederungen auf, die heute teils versandete öde Gebiete, teils zuzeiten fieberreiche Sumpfstrecken bilden, aber bei richtiger wasserbautechnischer Behandlung sind gerade diese Gebiete, so vor allem die Musakija, die Zadrima und die Mati-Niederung mit Sicherheit in eine Kornkammer Albaniens zu verwandeln. An Mineralien sind Steinkohle, Gold, Kupfer, Quecksilber, Eisen, Petroleum vorhanden. Die alten Römer betrieben hier einen erfolgreichen Bergbau. Außerordentlich groß, aber noch fast ganz unbenutzt ist dank dem geographischen Bau Albaniens der Reichtum des Landes an Wasserkraften! So bietet das Land deutschem Kapital und deutscher Unternehmungslust ein noch fast unbebautes Feld der Betätigung, sobald geordnete staatliche Zustände eintreten. Verkehrspolitisch ist Albanien für Deutschland überaus wichtig als das Durchzugsgebiet eines der beiden durch die geographischen Verhältnisse vorgezeichneten zukünftigen großen Personenverkehrswege von Deutschland nach Ägypten und damit nach Ost- und Südafrika; einer derselben führt von Berlin über Budapest, Belgrad, Saloniki, Larissa, Athen, Monemvasia als Trajekt nach der östlichen Cyrenaika und von dort als Küstenbahn nach Suez; der andere aber vom rheinisch-westfälischen Industriegebiete über Frankfurt, München, Gastein, Laibach, Serajewo, Skoder (Skutari) durch Albanien und Westgriechenland nach der Cyrenaika und Suez. Deutschland hat daher ein großes Interesse an der Sicherung der Selbständigkeit Albaniens und Griechenlands gegen-

über italienischen oder sonstigen deutschfeindlichen Aspirationen auf Teile dieser Länder. Im zweiten Teil behandelte Herr Prof. Kettler die ethnographischen und allgemeinpolitischen Verhältnisse Albaniens im Rahmen der Balkanhalbinsel und damit in ihrer Bedeutung für Deutschland. Er betonte die Kulturfähigkeit der Albaner und ihre ethnische Einheit, die in Verbindung mit den geographischen Verhältnissen des Landes erweisen, daß Albanien geeignet ist, ein selbständiges Staatswesen zu bilden, sobald die Mittelmächte ihm gemeinsam als Schutzmacht zur Seite stehen, um ihm die ersten Schritte einer „Europäisierung“ des Landes zu erleichtern. Die Feinde eines selbständigen Albaniens sind aber die Feinde der Mittelmächte. Wollen Deutschland und Österreich-Ungarn ihre natürliche, durch den Rhein-Donau-Welthandel vorgezeichnete Aufgabe der Aufrechthaltung und Befestigung eines engen wirtschaftlichen und politischen Freundschaftsverhältnisses mit den Völkern der Balkanhalbinsel aussichtsreich durchführen, so ist die Herstellung und Erhaltung friedlicher Verhältnisse und als deren Grundlage die Förderung der nationalen Selbständigkeit der einzelnen Balkanstaaten von größter Wichtigkeit. Ein durch den Schutz der Mittelmächte gesichertes Albanien unter seinem nur durch italienische Ränke vertriebenen rechtmäßigen Herrscher Wilhelm zu Wied, dessen Rückkehr das albanische Volk erhofft und erwartet, wird wirtschaftlich, verkehrspolitisch und allgemeinpolitisch ein Staat werden, an dessen Gedeihen Deutschland ein greifbares Interesse hat. (m) Oberingen. Alfred Klötzer.

Am Mittwoch, den 14. Februar, fand im Weinhaus „Rheingold“, Berlin, Potsdamerstraße 3, der 34. Empfangsabend der verbündeten osteuropäischen und morgenländischen Vereine statt. Herr Hauptmann Schmalz vom 4. Grenadier-Regiment hatte sich liebenswürdigerweise erboten, den zahlreich Erschienenen seine Kriegserlebnisse von der Mobilmachung bis ungefähr Mitte Februar 1915, bis zu seiner eigenen schweren Verwundung mit besonderer Berücksichtigung seiner eigenen Erlebnisse zu schildern. Der Redner wußte durch seinen Vortrag die Anwesenden außerordentlich zu fesseln. Er schilderte in anschaulicher Weise die Zustände an unserer Ostfront im Herbst unter Winter 1914 und verstand die Schwierigkeiten ins rechte Licht zu setzen, die unsere braven Truppen im Osten dem übermächtigen Feind gegenüber zu bestehen hatten. (m) Oberingen. Klötzer.

## Bücherbesprechung.

**Russische Selbstzeugnisse** von Paul Rohrbach, 4. Band der Sammlung „Die russische Gefahr“ (Stuttgart 1917, Engelhorn).

In dem vorliegenden Bändchen finden sich Selbstzeugnisse der russischen Schuld am Kriege, des russischen Zerstörungswillens, der eigensüchtigen Triebe des russischen Nationalismus und der russischen Ländergier. Die Auswahl dieser Aufsätze ist — das darf ich wohl als aufmerksamer Leser der russischen Presse behaupten — mit sicherem Verständnis für russisches Leben und russische Volksseele getroffen worden. Auch Rohrbachs Erläuterungen zu den russischen Ausführungen, besonders zu den unfreiwilligen Bekenntnissen des Kadettenführers Miljukow im Jahrbuch der Petersburger „Retsch“, sind scharf und überzeugend; das gilt besonders da, wo Rohrbach mit Erfolg den Versuch unternimmt, Muljukowsche Behauptungen zu widerlegen. Sehr bedeutungsvoll ist der Aufsatz über Rußlands planmäßige Verwüstung Polens, Litauens und Kurlands. Überzeugend und

klar wird darin nachgewiesen, daß Rußland im Sommer 1915 das Jahr „1812“ nur spielte, um Westrußland ein für allemal gewaltsam von den dort ansässigen Fremdvölkern zu säubern, damit das Land dieser ausgerotteten Stämme dereinst dem national-russischen Bauer zugute komme. Rohrbach hat diese Mitteilung auf Grund beglaubigten russischen Materials gemacht. Dem möchte ich noch als weiteren Beweis hinzufügen, daß im ganzen russischen Reiche — wie in der Duma so auch in der Presse — keine einzige russische Stimme gegen dieses wilde und grausame Probestück vom russischen Materialismus laut geworden ist. Während die Schreier im Lager Miljukows stets Lärm schlagen, wenn einmal die Regierung „mit Feuer und Schwert“ gewaltsam vorgeht, schwiegen sie bewußt und, wahrscheinlich auf Grund strikter Befehle der Parteileitung, als Kosakenhorden sendend und brennend die blühenden Gefilde Westrußlands in eine Wüste verwandelten. H. Dohrmann.

# Deutschlands Erneuerung

Monatschrift für das  
deutsche Volk



J.F. Lehmanns-Verlag  
München

Vertriebsjahr 4 M — Einzelheft 1.50

Am 1. April beginnt zu erscheinen:

# Deutschlands Erneuerung

Monatschrift für das deutsche Volk

Herausgegeben von

Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claf, Professor R. Seyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, General-  
landchaftsdirektor a. D. Dr. W. Kapp, Dr. G. W. Schiele, Regier.-Präsid. v. Schwerin, Geh. Konsistorialrat Ezeberg

Schriftleitung Dr. Erich Kühn

Bezugspreis: jährlich Mk. 16.-, vierteljährlich Mk. 4.-, Einzelheft Mk. 1.50.

## Inhalt des ersten Hefes:

- |   |  |
|---|--|
| 1. Deutschlands Erneuerung von Dr. E. Kühn;                                     | 4. Die rassenhygienischen Aufgaben des Deutschen Reiches von Geheimrat M. v. Gruber; |
| 2. Deutsche Weltanschauung von H. St. Chamberlain;                              | 5. Die Erneuerung der Ethik von Dr. F. Lenz;   |
| 3. Aufgaben und Wege der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches von H. Claf; | 6. Deutsche Erziehungsaufgaben v. Prof. Dr. Stählin.                                 |

„Deutschlands Erneuerung“ wird jedem redlich nach Erkenntnis und dem Besten des Vaterlandes Strebenden behilflich sein, eine einheitliche, lebensstarke deutsche Weltanschauung zu gewinnen. Sie wird ihm wertvolle, dauerhafte Maßstäbe übermitteln, die es ihm ermöglichen, die vielen neu erwachsenden Aufgaben selbständig zu beurteilen und lösen zu helfen.

## Auf welche Weise wird „Deutschlands Erneuerung“ wirken?

„Deutschlands Erneuerung“ wird zeigen, auf welchen Gebieten des öffentlichen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens die Verhältnisse umgestaltet werden müssen, und auf welche Weise, damit sie wieder ein getreuer Ausdruck deutschen Wesens sind und uns eine machtvolle äußere und eine harmonische innere Weiterentwicklung gewährleisten.

„Deutschlands Erneuerung“ wird daher als erste von allen Zeitschriften in planmäßig umfassender Weise von den auf allen Gebieten führenden Männern Deutschlands darlegen lassen, welche großen, auf ewigen Gesetzen und tiefster deutscher Erkenntnis beruhenden Leitgedanken, welche geistigen und wirtschaftlichen Kräfte und welche Körperschaften zusammenwirken müssen, um ein Staats- und Gesellschaftsgebilde zu schaffen, das unserem Reiche den erhofften Aufstieg zur Höhe, dem einzelnen Volksgenossen in der Gemeinschaft die Möglichkeit der Entfaltung zur kraftvoll tätigen, vertieften Persönlichkeit auf der Grundlage tunlichster wirtschaftlicher Unabhängigkeit sichert.

## Wer muß „Deutschlands Erneuerung“ lesen?

„Deutschlands Erneuerung“ muß ein jeder lesen, der an der Neugestaltung unserer Verhältnisse innigen Anteil nimmt oder mitarbeiten will, also:

der Krieger, der Staatsmann und Beamte, der Politiker, der Richter und Anwalt, der Geistliche, der Schriftsteller, der Gelehrte und Lehrer, der Student, der Fabrikherr und Kaufmann, der Landwirt, der Angestellte, die deutsche Frau, kurz:

jeder Deutsche ohne Unterschied der Partei, des Bekenntnisses, des Standes, des Geschlechtes, dem sein Deutschtum und sein Vaterland wahrhaft am Herzen liegen.

J. F. Lehmanns Verlag in München SW. 2.

# Zum verschärften U-Bootskrieg!

## Die deutsche Flotte

Eine Plauderei von Admiral z. D. Aug. von Thomsen

Preis geheftet M. 1.—

Der Verfasser, der Schöpfer und Ausgestalter unserer Marine-Artillerie, gilt in weiten Kreisen als Autorität auf diesem Gebiete. Mit unserer Flotte groß geworden, gibt er in dem kleinen Buch einen höchst anschaulichen Ueberblick über deren ganzen Entwicklungsgang. Besonders interessant sind seine Ausführungen über die Bewaffnung, das Schießverfahren, die Steigerung der Leistung der Schiffsartillerie usw. Aber auch was er über die Entwicklung des Schiffs- und Maschinenbaues, die Panzerung und Geschwindigkeit unserer Kriegsschiffe und schließlich über Taktik, Führung, Seekämpfe zu sagen weiß, ist so belehrend und von solch unmittelbarer Wirkung, daß sich ihr kein Leser zu entziehen vermag.

Anfang März erscheint der

## Nachtrag zu Weyers Taschenbuch der Kriegsflotten 1916/17

Mit 20 Schiffsbildern. Preis geheftet M. 1.20.

Der Nachtrag enthält die Berichtigungen seit Mai 1916 und die ganze Verlustliste der feindlichen Flotten, ebenfalls ergänzt bis Februar 1917, ferner Artillerieliste und Werke für Kriegsmaterial, die Fortsetzung der Dampfer-Verlustliste und der Seekriegschronik.

## Taschenbuch der Kriegsflotten XVII. Jahrgang 1916

Mit teilweiser Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben von Kapitänleutnant B. WEYER. Mit über 1000 Bildern, Schiffsskizzen, Schattenrissen und 2 farbigen Tafeln. — Handlich geb. Preis M. 6.—. Weyers Taschenbuch der Kriegsflotten ist der beste Berater in allen Flottenfragen.

J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 2, Paul Heyse-Strasse 26

J. F. Lehmanns Verlag, München

ROALD AMUNDSEN

## Die Eroberung des Südpols

Die Norwegische Südpolfahrt mit dem Fram 1910—1912. Aus dem Norwegischen übersetzt von P. Kläiber. Mit 300 Abbildungen, 8 Vierfarbdruckbildern nach Gemälden von Professor

W. L. Lehmann, nebst 15 Karten und Plänen.

Zwei starke Bände schön gebunden Mk. 22.—.

Aus der Vorrede von Fridtjof Nansen: Wir haben in ein neues Land hineingesehen, wir haben die Erzählung von einer unvergleichlichen Fahrt gelesen — die von Anfang bis zu Ende wie ein neues wunderbares Märchen klingt, die so großartig ist, daß sie unmöglich besser sein könnte, einzig dastehend als Tat, als Entdeckungsreise, als Ausbeute für die Wissenschaft. — Und wie ist sie geschildert? So natürlich einfach, wie ein Osterausflug in die Berge klingt sie, und doch, was berichtet sie uns von klugem, überlegenem Planemachen und ausgezeichnetener Durchführung, von zähem Mut, Ausdauer und mannhafter Kraft. Müssen nicht selbst die, die ihn nicht kennen, warm und froh werden über diesen Mann mit dem stählernen Willen, der seinen eigenen Weg so still und ruhig geht wie er es gewohnt ist, ohne sich nach rechts oder links umzusehen. Von Anfang bis zu Ende, sowohl durch die Art und Weise, mit der die ganze Fahrt ausgeführt worden ist, als auch durch die wissenschaftliche hervorragende Ausbeute, die sie erbracht hat, ist eine Großtat.

ROALD AMUNDSEN

## Die Nordwest-Passage

Meine Polarfahrt auf der Gjøa 1903—1907  
Von der Baffins-Bucht zur Beringstraße.

Nebst einem Anhang von Oberleutnant Gottfried Hansen.

Mit 140 Abbildungen und 3 Karten. 3. Ausgabe

Preis schön geb. Mk. 10.—.

Eine hochinteressante Schilderung von Amundsens erster Forschungsreise, auf der er die Nordwest-Passage — ein vierhundert Jahre lang vergeblich versuchtes Ziel — erzwang.

Zum eindringlichen Studium der ukrainischen Frage, sei empfohlen:

## Ukrainisches Korrespondenz-Blatt

Herausgeber: Präsident des Allgemeinen Ukrainischen Nationalrates Dr. Konstantin Lewizky

Verantw. Schriftleiter: Wlad. R. v. Schilling-Singalewytsh

Erscheint 4 mal monatlich. Bezugspreis samt Zustellung halbjährlich 6 Kr., jährlich 12 Kr. Schriftleitung und Verwaltung, Wien VIII, Josefstädterstraße 43-45/1.